

Achtes Hauptstück: Völker und Vaterländer.

Das Achte Hauptstück suggeriert in seinem Titel eine politische Agenda, wobei die beiden Begriffe „Völker“ und „Vaterländer“ gerade keine letzte Bezugsgröße abgeben in der Denkdynamik des gleich mit dem allerersten Wort des ersten Abschnitts in Erscheinung tretenden „Ichs“ (JGB 240, KSA 5, 178, 4). Dieses „Ich“ verweigert sich den unter seinen Zeitgenossen gängigen nationalen und patriotischen Identifikationen, macht weder mit den Deutschen, noch mit anderen Völkern gemeinsame Sache, sondern kontrastiert die politisch-militärischen Antagonismen der Staaten mit ihren inneren Widersprüchen und Borniertheiten. Es tut alles dafür, nicht auf irgendeinen politischen Standpunkt festgelegt zu werden (vgl. Müller 2014, 171). Diese Strategie ist so erfolgreich, dass auch das Bekenntnis des „Wir“, „gute Europäer“ (JGB 241, KSA 5, 180, 18) zu sein, sich nicht klar positiv profiliert, wenn auch angesichts der wiederholten antidemokratischen Invektiven die Vermutung naheliegt, dass es politisch autoritär gemeint sein soll. Grundiert ist die rastlose Bewegung im Raum des Politischen mit Urteilen zur Musik, deren Bezug zum Volkscharakter gleich in JGB 240 schon an Wagner exemplifiziert wird, bevor auch der letzte Abschnitt JGB 256 wieder auf Wagner zu sprechen kommt (vgl. Müller 2014, 169 f. u. 172–175). Politisches wird im Achten Hauptstück als Politikvermeidung inszeniert, zumal die überpointierten Völkercharakterisierungen den völkerpsychologischen Zeitdiskurs ironisch karikieren. Politisch verweigert das Achte Hauptstück letzte Lehren, um stattdessen die Einübung einer Haltung, nämlich der Distanznahme zu empfehlen und zu betreiben.

240.

Aus Mp XVI 1 teilt KSA 14, 368 folgende „erste Fassung“ mit: „Ich hörte die Ouverture der Meistersinger: das ist eine prachtvolle, überladne, schwere und späte Kunst, welche den Stolz hat, zu ihrem Verständnisse zwei Jahrhunderte Musik als noch lebendig vorauszusetzen: – es ehrt die Deutschen, daß sich ein solcher Stolz nicht verrechnete! Was für Metalle sind hier nicht gemischt! Das muthet uns bald alterthümlich, bald morgenröthlich, bald gelehrt, bald imprevu und launisch, bald pomphaft, bald gutmüthig derb und männlich an – das hat Unschuld und Verdorbenheit, da giebt es alle Jahreszeiten auf Einmal, allerlei Knospen-Glück und ebenso allerlei Wurmfraß und Spätherbst. Es giebt auch Augenblicke unerklärlichen Zögerns, gleichsam die Lücken, die zwischen Ursache und Wirkung aufspringen, es fehlt ein kleiner Alpdruck nicht und was dergleichen uns im Traume schon begegnet ist: – und nun wieder breitet und weitet sich ein Strom von Behagen aus, eingerechnet der Selbstgenuß des

Künstlers an der Meisterschaft seiner Mittel, dessen er kein Hehl hat; im ganzen keine Schönheit, kein Süden, keine Helligkeit des Himmels und Herzens, kein Tanz, selbst keine Logik, eine gewisse Plumpheit sogar, die unterstrichen wird, wie als ob der Künstler uns sagen wollte: ‚sie gehört zu meiner Absicht‘; eine schwerfällige Gewandung, ein Geflirr von gelehrten Kostbarkeiten.“

Dass das Achte Hauptstück mit einem Abschnitt über Wagners *Meistersinger* beginnt (und in JGB 256, KSA 5, 203 f. mit einem über *Parsifal* endet), ist kein Zufall, bemühen sich N.s Texte doch darum, die Faszination und zugleich die Zerrissenheit des sich in Kunst ausprägenden ‚Deutschtums‘ aufzuweisen. Dieser Anfang ist keine schroffe Anti-Wagner- oder Anti-Deutschtumspolemik, sondern der Versuch, die Vielschichtigkeit dieses zwischen Zukunft und Vergangenheit hin und her pendelnden, zugleich gegenwartsvergesenen kulturellen Deutschlands im Brennglas eines einzigen Werkes, eben der auch thematisch sehr deutsch-romantischen *Meistersinger* zu verdichten – und sogar nur mit Bezug auf ihre Ouvertüre. Wenn JGB 240 den Takt für das gesamte Achte Hauptstück vorgeben soll, dann wäre keine krude Völkerpsychologie und Nationalinvektive zu erwarten, sondern ein farbiges Kaleidoskop unterschiedlichster „Völker und Vaterländer“, um Schattierungen und Differenzierungen bemüht und sich spielerisch durchaus auch den „Rückfall in alte Lieben und Engen“ (JGB 241, KSA 5, 180, 19 f.) gestattend. Wenn JGB 240 Wagners *Meistersinger*-Ouvertüre auf ihre Eindringlichkeit, ihre Kraft hin befragt, sie aber gleichzeitig für eine von viel Schwulst und Pathos überladene Komposition hält, in der „kaum ein Wille zur Logik“ (180, 1) waltet, dann wird damit die Analyse eines typischen *décadence*-Kunstwerkes vorgelegt, ohne dass der Begriff gebraucht werden müsste. Bemerkenswert ist, dass diese Art des Kunstwerkes nicht nur unter der Präambel des Verfalls steht, sondern zugleich auch Gestaltungspotential für die Zukunft zu bergen scheint.

179, 4 f. *Ich hörte, wieder einmal zum ersten Male – Richard Wagner’s Ouvertüre zu den Meistersingern*] Richard Wagners Oper *Die Meistersinger von Nürnberg* entstand zwischen 1845 und 1867; sie wurde 1868 uraufgeführt, während das „Vorspiel“, also die Ouvertüre schon im November 1862 im Leipziger Gewandhaus zum ersten Mal öffentlich gegeben wurde; sie hat denn auch durchaus den Charakter eines eigenständigen Werkes. An Erwin Rohde schrieb N. aus Leipzig am 27. 10. 1868: „Heute Abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterkonzerte begann und mich sowohl mit der Einleitung zu Tristan und Isolde, als auch mit der Ouvertüre zu den Meistersingern erquickte. Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre.“ (KSB 2/KGB I/2, Nr. 596, S. 332, Z. 59–66, vgl. dazu Janz 1997, 77 f.) Am 22. und

28. 02. 1869 berichtete N. demselben Adressaten: „Ich habe Dir noch nichts erzählt von der ersten Meistersingeraufführung in Dresden, von dieser größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht hat. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück vom Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war.“ (KSB 2/KGB I/2, Nr. 625, S. 378 f., Z. 59–66) Die *Meistersinger* behielten trotz aller Wagner-Kritik bis zuletzt N.s Wertschätzung (vgl. NK KSA 6, 42, 13; zur zeitgenössischen Rezeption des Werkes auch NK KSA 6, 31, 14–16), obwohl er zum Neujahr 1878 die Partitur – „ursprünglich ein Geschenk Richard Wagner’s welches ich in Tribschen empfang, als ich 1869 dort mit ihm zum ersten Mal Weihnachten feierte“ an Paul Heinrich Widemann verschenkt hat (KGB II 5, Nr. 675a, S. 483, Z. 2–4). In einem Briefentwurf von Anfang Oktober 1885 an Ernst Schuch vermerkte N. noch immer: „im Grunde habe ich in Dresden bisher den stärksten Eindruck einer Oper erlebt: die allererste Aufführung der Meistersinger daselbst“ (KSB 7/KGB III/3, Nr. 631, S. 96, Z. 36–38). Auch die in JGB 240 stark gemachte Beziehung gerade dieser Oper zum deutschen Nationalcharakter thematisierte N. bereits früh, namentlich in UB IV WB 3: „Und werden nicht die Meistersinger noch zu den spätesten Zeiten von dem deutschen Wesen erzählen, ja mehr als erzählen, werden sie nicht vielmehr eine der reifsten Früchte jenes Wesens sein, das immer reformiren und nicht revolviren will und das auf dem breiten Grunde seines Behagens auch das edelste Unbehagen, das der erneuernden That, nicht verlernt hat?“ (KSA 1, 443, 25–30) Der „breite Grund seines Behagens“ erweitert sich in JGB 240 dann zu einem „Strom von Behagen“ (179, 20), während die „reifsten Früchte“ zu solchen schrumpeln, „welche zu spät reif werden“ (179, 15).

179, 25 f. *Alles in Allem keine Schönheit, kein Süden, Nichts von südlicher feiner Helligkeit des Himmels*] Diese Südlichkeit findet JGB 254, KSA 5, 200, 13–21 dann exemplarisch in Bizets *Carmen* (vgl. auch NK KSA 6, 11, 2–4 u. Love 1977). Der Gegensatz von Südlichkeit und Nördlichkeit in der Musik wird beispielsweise schon in Giuseppe Mazzinis *Filolosofo della musica* von 1836 exponiert (siehe Zittel 1996, 420 u. NK KSA 6, 15, 2), aber auch Wagner selbst spielte damit in den N. wohl bekannten *Entwürfen. Gedanken. Fragmenten* aus dem Nachlass (Wagner 1885, 99).

241.

Ein Entwurf zum Textanfang von JGB 241 findet sich in KGW IX 5, W I 8, 255, 24–30 u. 256, 2–18. Eine weitere, schließlich gestrichene Version ist in KGW IX

2, N VII 2, 72, 2–12 enthalten: „Wir guten Europäer: wir haben Stunden, wo wir uns eine leichte 'herzhafte' Vaterländerei, einen herzhaften 'Plumps u' Rückfall in alte Lieben u. Engen 'gestatten, Stunden', in-nationale 'patriotische' Wallungen, oder 'in patriotische' Beklemmungen 'u dergleichen-Gef' gestatten 'u allerhand andere' alterthümliche Gefühls-Überschwemmungen. gestatten. Es ist dies im Grunde eine Höflichkeit, welche wir den unseren Vorfahren erweisen“.

Zu Beginn von JGB 241 notierte Karl Jaspers an den Rand seiner Ausgabe: „Deutsch: Bismarckreich“ (Nietzsche 1923, 204). Tatsächlich scheint das „Gespräch[.] von zwei alten ‚Patrioten‘“ (181, 2 f.), das den Mittelteil von JGB 241 ausmacht, von der Gründung des Deutschen Reiches durch Otto von Bismarck zu handeln, über dessen Größe oder bloße Stärke die beiden Dialogpartner uneins sind. Gegenüber diesen beiden Gesprächspartnern wahrt das sprechende „Ich“ aber ironische Distanz (182, 5–9).

180, 18 *Wir „guten Europäer“*] Die aus der Vorrede geläufige (vgl. NK 13, 11–16) Selbstcharakterisierung des „Wir“ als „gute Europäer“ (vgl. auch NK 183, 28–31 u. NK 151, 8 f.) hat namentlich in neuerer Zeit viele enthusiastische Fürsprecher gefunden, ohne dass die Konkretionen von N.s europäischer Vision, wie sie dann etwa JGB 242 entfaltet – „die Demokratisierung Europa's ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen“ (183, 23–25) – von diesen Fürsprechern immer mitbedacht würden. Im politischen Kontext der Zeit umfassend dargestellt wird das Europa-Thema des späten N. bei Emden 2008 und Emden 2010, 286–323, zum Vergleich von N.s und Karl Löwiths Europa-Aspirationen siehe Gentili 2012. Emden 2008 betont, dass die Europa-Vision bei N. zu vage bleibe, um als realpolitische Alternative tatsächlich Kraft zu entwickeln, mag sich die Aussicht am Ende von JGB 241, dass „über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird“ (182, 6 f.), auch als Ausdruck von N.s Hoffnung auf seine eigene weltgeschichtliche Rolle dechiffrieren lassen. Erstmals in einem Werk N.s wird in MA I 475 der „gute[.] Europäer“ bemüht, der „durch die That an der Verschmelzung der Nationen arbeite[.]“ (KSA 2, 309, 26–28). Zum Europa-Diskurs in den Zeitschriften des Zweiten Kaiserreiches siehe die instruktiven Beiträge in Grunewald 1996.

180, 28 *„Stoffe wechseln“*] Vom physiologischen Begriff des Stoffwechsels machte N. gerne metaphorischen Gebrauch, vgl. NK 46, 7–10 u. NK 54, 26–55, 5.

181, 7 *Zeitalter der Massen*] Das im 20. Jahrhundert populär werdende Schlagwort vom „Zeitalter der Massen“ lässt sich vor JGB 241 im deutschsprachigen Schrifttum nicht nachweisen; in der Sache war sich N. mit seiner Diagnose vom gegenwärtigen Massenzeitalter aber beispielsweise einig mit Alexis de

Tocqueville, mit dem er sich über die Lektüre eines Aufsatzes von John Stuart Mill vertraut gemacht hatte (Mill 1869–1880, 11, 1–67, vgl. auch NK KSA 6, 140, 31f.).

181, 9 *Thurm von Babel*] Vgl. NL 1883, KSA 10, 11[15], 381, 20: „Bienenstöcke werden sie bauen wie Thürme von Babel“ (ähnlich NL 1883, KSA 10, 13[14], 463, 22). Der fatale Turmbau zu Babel wird in Genesis 11, 1–9 beschrieben.

181, 15 *fürderhin „grosse Politik“ treiben zu müssen*] Zu N.s vagem Begriff der „grossen Politik“ vgl. NK 140, 11–13. Bismarck, über den sich die beiden „Patrioten“ (181, 3) hier unterhalten, hat sich der Wendung gerne selbst bedient, so beispielsweise in einer Rede, die in N.s Bibliothek überliefert ist: „Ich kam heute hierher noch im Zweifel, ob ich es mir überhaupt gefallen lassen sollte, über Fragen der auswärtigen Politik in dieser Weise öffentlich interpelliert zu werden, ob ich dem Mißbrauch Vorschub leisten sollte, daß beliebig aus irgend einem äußeren Grunde bei einer Frage über Jurisdiktion die große Politik – ich sage nicht nur die deutsche, sondern auch die europäische – zum Gegenstand öffentlicher Diskussion gemacht wird.“ (Bismarck o. J., 1, 451). Vgl. NK 200, 8–11.

181, 23 *nicht los wurde:*] In der Reinschrift hat N. danach gestrichen „– welche ihre Augen und Sorgen überall haben und nicht mehr bei sich, in sich ‚zu Hause‘ sind und sein dürfen“ (KSA 14, 368).

182, 5–9 *ich aber, in meinem Glück und Jenseits, erwog, wie bald über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird; auch dass es für die geistige Verflachung eines Volkes eine Ausgleichung giebt, nämlich durch die Vertiefung eines anderen.* –] Im Druckmanuskript hieß es zunächst: „und ich, in meinem Glück und Winkel, erwog, inwiefern ein Glück Weisheit darin liege, in einer allen solchen Personenfragen zu keinem Ja oder Nein verführt zu sein, über die welche erst eine ferne gleichgültig gestellte Zukunft mit einiger Billigkeit absprechen dürfte“ (KSA 14, 368).

182, 6 f. *über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird*] Das ist eine ironische Adaption von Lukas 11, 21f.: „Wenn ein starker Gewapneter seinen Pallast bewahret, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und theilt den Raub aus.“ (Die Bibel: Neues Testament 1818, 85f.).

242.

Eine Vorarbeit in KGW IX 5, W I 8, 263, 5–46 u. 261, 1–42 u. 262, 1–13 u. 259, 1–11 (vgl. NL 1885/86, KSA 12, 2[13], 71–74) nimmt unter dem Schlagwort der

„Vermittelmäßigung“ (KSA 12, 72, 11 f., vgl. auch NK KSA 1, 20, 18–20) eine Reihe von Überlegungen vorweg, die JGB 242 ausführt. Der entscheidende Unterschied zwischen der Nachlass- und der Druckfassung besteht darin, dass erstere die Demokratisierung Europas als „ungeheure instinktive Gesamt-Verschwörung der Heerde [...] gegen alles, was Hirt, Raubthier, Einsiedler und Cäsar ist“ (KSA 12, 72, 29–31), versteht, um eine „bewußte[.] Züchtung des entgegengesetzten Typus“ (KSA 12, 73, 28 f.) zu propagieren, während JGB 242 bereits eine auch für das „Wir“ überraschend positiv konnotierte Zielrichtung des geschichtlichen Prozesses auszumachen vermag: „die Demokratisirung Europa’s ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen“ (183, 23–25).

Es liegt nahe, in JGB 242 auch eine Reaktion auf die nach John Stuart Mills *On Liberty* durch Entdifferenzierung drohende Sinisierung, Vermittelmäßigung zu sehen – auf Passagen, die N. mit zahlreichen Randstrichen markiert hat: „Welchem Umstande verdankt es die europäische Völkerfamilie, daß sie dem fortschreitenden und nicht dem stillstehenden Theile der Menschheit angehört? Nicht irgend welchen überlegenen Eigenschaften, die, wenn sie überhaupt vorhanden sind, als die Wirkung und nicht als die Ursache vorhanden sind, sondern lediglich ihrer bemerkenswerthen Verschiedenheit in Charakter und Cultur. [...] Diese Verschiedenartigkeit der Wege ist es, nach meiner Ansicht, der Europa seine fortschreitende und vielseitige Entwicklung verdankt. Aber es fängt bereits an, sich dieser Wohlthat in viel geringerem Maße zu erfreuen; wir nähern uns entschieden dem chinesischen Ideal der Allerwelts-gleichheit. Herr v. Tocqueville macht in seinem letzten bedeutenden Werk darauf aufmerksam, um wie viel mehr sich die Menschen der heutigen Generation in Frankreich ähnlich sehen, als dies auch nur im letzten Menschenalter der Fall war; dieselbe Bemerkung gilt in noch weit höherem Grade von England. In einer bereits angeführten Stelle bezeichnet Wilhelm v. Humboldt zwei Dinge als die nothwendigen Voraussetzungen menschlicher Entwicklung, weil sie nothwendig sind, um die Menschen einander unähnlich zu machen, nämlich Freiheit und Mannigfaltigkeit der Situationen. In Bezug auf die zweite dieser Bedingungen gestalten sich die Dinge in England von Tage zu Tage ungünstiger. Die äußern Umstände, welche verschiedene Stände und Individuen umgeben und dazu beitragen, ihren Charakter zu bilden, werden täglich gleichartiger. In /76/ frühern Zeiten lebten verschiedene Stände, verschiedene Nachbarschaften, verschiedene Gewerbe und Berufsarten auch gewissermaßen in verschiedenen Welten, heutzutage leben sie zum großen Theile in derselben Welt. Vergleichsweise gesprochen, lesen sie jetzt dasselbe, hören und sehen sie dasselbe, besuchen dieselben Orte, hoffen und fürchten dasselbe, haben dieselben Rechte und Freiheiten und dieselben Mittel, sie zur Geltung zu brin-

gen. So groß auch die Unterschiede der Stellung sind, die noch bestehen bleiben, sie sind verschwindend klein im Vergleich mit denen, die beseitigt sind. Und dieser Ausgleichungsproceß ist noch in vollem Gange. Alle politischen Umgestaltungen, begünstigen ihn, weil sie alle dahin zielen, die Niedrigen zu erhöhen und die Hohen zu erniedrigen. [...] Die Verbesserung der Verkehrsmittel beschleunigt ihn, weil sie die Einwohner entfernter Gegenden in persönliche Berührung bringt, und den Austausch der Bevölkerung zwischen verschiedenen Oertlichkeiten in stetigem und raschem Fluß erhält. Die Steigerung der Handels- und Gewerbsthätigkeit wirkt in derselben Richtung, weil sie die Vortheile einer sorgenfreien Lebensstellung auf weitere Kreise ausdehnt und selbst die höchsten Ziele des Ehrgeizes zum Gegenstand einer allgemeinen Bewerbung macht, wodurch das Verlangen höher emporzusteigen aufhört das unterscheidende Merkmal einer bestimmten Classe zu sein und auf alle Classen übergeht. Noch gewaltiger als selbst durch alle diese Factoren wird die Gleichförmigkeit aller Menschen durch den Umstand gefördert, daß bei uns und in anderen freien Ländern der öffentlichen Meinung ein entscheidendes und vollständiges Uebergewicht im Staatsleben gesichert ist.“ (Mill 1869–1886, 1, 75 f.) Die Nivellierung von Unterschieden ist bei N. wie bei Mill die Signatur der demokratischen Gegenwart; ob die von Mill nicht geteilte Tyrannenoption die Unterschiede wieder restituieren kann, steht allerdings dahin (ebenso, ob die Signatur der Gegenwart von den beiden richtig erkannt worden ist: Zeichnet sich die Moderne nicht in vieler Hinsicht durch die Zunahme von Unterschieden, von „Mannigfaltigkeit der Situationen“ aus? Vielleicht führen nomadische Existenzformen – vgl. NK 182, 15–27 – gerade zur Vermehrung der Unterschiede statt zu ihrer Einebnung). Zur Interpretation von JGB 242 vgl. auch Mattenklott 2008, 139–141, ferner Schank 2000, 231 u. 259 f.

182, 11–15 *Nenne man es nun „Civilisation“ oder „Vermenschlichung“ oder „Fortschritt“, worin jetzt die Auszeichnung der Europäer gesucht wird; nenne man es einfach, ohne zu loben und zu tadeln, mit einer politischen Formel die demokratische Bewegung Europa’s]* JGB 202, KSA 5, 125, 1 f. erklärt die „demokratische Bewegung“ ausdrücklich zur Erbin der „christlichen“, während JGB 203, KSA 5, 126, 5–8 nachdoppelt, für das „Wir“ habe „die demokratische Bewegung“ als „Verfalls-, nämlich Verkleinerungs-Form des Menschen“ zu gelten (vgl. auch NL 1885, KSA 11, 36[17], 558, 24–31 = KGW IX 4, W I 4, 34, 37–46 u. 35, 36–40). Der aufmerksame Leser wird einen lob- und tadel-freien Gebrauch der „Formel“ „demokratische Bewegung“ in JGB 242 für wenig glaubhaft halten, wird sie doch sonst bei N. durchweg polemisch gebraucht (vgl. z. B. NL 1885, KSA 11, 38[6], 602, 23 f. u. NL 1885/86, KSA 12, 1[179], 50, 16 f. = KGW IX 2, N VII 2, 81, 16). Die Formel selbst war in der zeitgenössischen Literatur sehr häufig; beispielsweise notierte Lecky 1873, 2, 173:

„Die natürliche Unfähigkeit des Katholicismus zur Leitung der demokratischen Bewegung hatte sich im achtzehnten Jahrhundert noch bedeutender vergrößert [...]. Da nun der Katholicismus auf diese Weise zum Vertreter des Despotismus geworden, [...] so fiel die Führerschaft der demokratischen Bewegung nothwendigerweise in die Hände der Freidenker.“ Bei Grote 1850–1856, 2, 14 konnte sich N. darüber unterrichten, dass mit der Abschaffung des „Heroenkönigthums“ im Alten Griechenland immer Oligarchien entstanden seien: „das Zeitalter der demokratischen Bewegung lag noch sehr fern“. Während JGB 242 sich in das Kommen eines durchdemokratisierten Europa zu schicken scheint, um freilich am Ende die Aussicht auf neue, der allgemeinen Nivellierung erwachsender „Tyrannen“ (183, 25) zu eröffnen, liebäugelt das sprechende Ich in einem Nachlass-Notat mit der eschatologischen Rolle des Katechon, des Aufhalters: „Ich nehme die demokratische Bewegung als etwas Unvermeidliches: aber als etwas, das nicht unaufhaltsam ist, sondern sich verzögern läßt.“ (NL 1885, KSA 11, 34[108], 456, 15–17, entspricht KGW IX 1, N VII 1, 119, 1–5).

182, 11 „Civilisation“] Im Druckmanuskript stand stattdessen: „Cultur“ (ohne Anführungszeichen, KSA 14, 368).

182, 15–27 *hinter all den moralischen und politischen Vordergründen, auf welche mit solchen Formeln hingewiesen wird, vollzieht sich ein ungeheurer physiologischer Prozess, der immer mehr in Fluss geräth, — der Prozess einer Anähnlichung der Europäer, ihre wachsende Loslösung von den Bedingungen, unter denen klimatisch und ständisch gebundene Rassen entstehen, ihre zunehmende Unabhängigkeit von jedem bestimmten milieu, das Jahrhunderte lang sich mit gleichen Forderungen in Seele und Leib einschreiben möchte, — also die langsame Heraufkunft einer wesentlich übernationalen und nomadischen Art Mensch, welche, physiologisch geredet, ein Maximum von Anpassungskunst und -kraft als ihre typische Auszeichnung besitzt*] Dieser Diagnose einer europäischen Kulturvermischung mit nomadisierenden Individuen liegt MA I 475, KSA 2, 309, 4–13 zugrunde: „Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen. — Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Cultur, das schnelle Wechseln von Ort und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer, — diese Umstände bringen nothwendig eine Schwächung und zuletzt eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: so dass aus ihnen allen, in Folge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muss.“ Diese Vorlage macht deutlich, dass die dann in Gilles Deleuzes Konzept einer nomadischen Wissenschaft eingegangene Rede von der „nomadischen Art Mensch“ nicht einfach nur eine schöne Metapher ist, sondern ein hartes soziales Fundament hat: Wer über keinen

Grundbesitz verfügt und auch nicht durch Leibeigenschaft an die Scholle gebunden ist, ist oft genug zum Wandern verurteilt, um seine Subsistenz zu sichern (vgl. zur nomadischen Existenzform der Juden NK 194, 20). Ungleich stärker als in MA I 475 tritt in JGB 242 der „physiologische“ Aspekt in den Vordergrund: Die Menschen verändern sich in ihrer biologischen Natur, wenn sie nicht mehr an bestimmte Umwelten und äußere Prägefaktoren gebunden bleiben. Auch in MA I 475, KSA 2, 309 f. ist wie in JGB 242, KSA 5, 182, 30 f. der Nationalismus der voraussichtlich erfolglose Gegenspieler dieser allgemeinen europäischen Verschmelzungs- und Verähnlichungstendenzen, die MA I 475 zunächst allerdings viel positiver zu beurteilen scheint als JGB 242. Auffällig ist, dass JGB 242 nicht genau erläutert, wie diese Vermischung der Europäer mit der „demokratischen Bewegung“ zusammenhängt. Ist diese „demokratische Bewegung“ einfach nur der oberflächliche Ausdruck einer viel tiefergreifenden, „physiologischen“ Veränderung (so die Eingangssuggestion) und damit im Prinzip zu vernachlässigen, oder ist diese Veränderung viel eher die Folge einer durch politische Ideen der Gleichheit bewirkten „Vermittelmässigung des Menschen“ (183, 5)?

Während das Kompositum „Anpassungskunst“ vor JGB 242 im deutschsprachigen Schrifttum nicht nachweisbar ist (es wird in FW 361, KSA 3, 609, 11 f. gleichfalls bemüht), hat die „Anpassungskraft“ einen darwinistischen Zungen-schlag. Sie kehrt als „jene Anpassungskraft, welche immer wechselnde Bedingungen durchprobt und mit jedem Geschlecht, fast mit jedem Jahrzehend, eine neue Arbeit beginnt“, in 183, 9–12 wieder (sowie in GM I 17 u. GM III 17), ist aber im Unterschied zur „Anpassungsfähigkeit“ (vgl. Horn 2010, 128) weder in der zeitgenössischen biologischen noch in der anthropologischen Literatur verbreitet. Unter den von N. gelesenen Autoren kann der Begriff bislang nur bei Otto Caspari nachgewiesen werden, und zwar in einem Passus, der von der Tendenz der Urmenschen handelt, sich alle Objekte als belebt vorzustellen. „Ob und wodurch jedoch der Mensch diese thätigen und lebendig vorgestellten Objecte ursprünglich in das Gebiet des Erhabenen und des religiösen Interesses zog, gegenüber der von ihm doch andererseits festgestellten Anpassungskraft, darüber führt Darwin keinen genügenden Grund an“ (Caspari 1877, 1, 349).

182, 22 *milieu*] Der namentlich von Hippolyte Taine pointierten Theorie zufolge prägt neben *race* und *moment* das Milieu – Umwelt oder Umgebung – Persönlichkeiten und Gesellschaften (vgl. Taine 1878b, 1, 15 f.). Besonders in dem von N. rezipierten literaturwissenschaftlichen Schrifttum spielt die Milieu-Theorie eine wichtige Rolle. Vgl. NK KSA 6, 145, 25–28 u. Feuerhahn 2014a.

182, 31 *Sturm und Drang*] Im Druckmanuskript stand stattdessen: „Atavismus“ (KSA 14, 368). N. benutzt die auf ein gleichnamiges Drama von Friedrich Maximilian Klinger (1777) zurückgehende Wendung „Sturm und Drang“ nicht, wie

zu seiner Zeit sonst schon üblich, als Bezeichnung für die sogenannte Genieperiode in der deutschen Literatur zwischen 1770 und 1780, sondern als Metapher für individuelle (M 502, KSA 3, 295, 7) oder kollektive Erregungszustände (M 202, KSA 3, 178, 17 u. JGB 256, KSA 5, 202, 22).

182, 32 *Anarchismus*] Vgl. NK 108, 11–18 u. NK KSA 6, 132, 17.

183, 9–12 *jene Anpassungskraft, welche immer wechselnde Bedingungen durchprobirt und mit jedem Geschlecht, fast mit jedem Jahrzehend, eine neue Arbeit beginnt*] Vgl. NK 182, 15–27.

183, 23–25 *die Demokratisirung Europa's ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen*] Vgl. NK 180, 18.

243.

183, 28–31 *Ich höre mit Vergnügen, dass unsre Sonne in rascher Bewegung gegen das Sternbild des Herkules hin begriffen ist: und ich hoffe, dass der Mensch auf dieser Erde es darin der Sonne gleich thut. Und wir voran, wir guten Europäer!* —] Ebenso wie JGB 196 (vgl. NK 117, 11–15) und JGB 215 (vgl. NK 152, 5–14) gründet dieser Abschnitt auf der erst in KGW VII 4/2, 69 vollständig publizierten Aufzeichnung 25[518] vom Frühjahr 1884 aus W I 1. Groddeck 1989, 505–507 hat nachgewiesen, dass es sich dabei um ein kommentierendes Exzerpt aus Angelo Secchis Buch *Die Sterne* handelt. Der hier relevante Abschnitt lautet: „– Ich höre mit Vergnügen, daß unsere Sonne in rascher Bewegung gegen das Sternbild des Herkules hin begriffen ist, und ich hoffe, daß der Mensch auf dieser Erde darin der Sonne gleich thut“ (KGW VII 4/2, 69, 16–18). Secchi 1878, 204 berichtete im Abschnitt „Eigenbewegung der Sonne“ über den Astronomen Wilhelm Herschel: Er „bediente sich indessen nicht einer solchen genauen Methode, sondern zog einfach auf der Himmelskugel die den Eigenbewegungen der einzelnen Sterne angehörigen grössten Kreise. Indem er die Sterne zu je zweien zusammenfasste, bemerkte er, dass die Durchschnittslinien ihrer Bewegungsebenen gegen das Sternbild des Hercules zusammenliefen“ und fand so die „Coordinationen für den Scheitel der Sonnenbewegung“. Dass N. die astronomische Erkenntnis in JGB 243 nicht ganz adäquat umsetzte, werden die Leser verschmerzen, wenn ihnen für die menschliche Zukunft derart herkulisch-heroische Aussichten eröffnet werden.

244.

Eine Vorarbeit zu diesem gerne zitierten Abschnitt (vgl. schon den Abdruck in der *Basler Morgenzeitung* vom 28. 06. 1887 unter dem Titel „Ein Kapitel über

das Deutschtum. (Aus einem verpönten Buche.)“, dazu Kr I 138) lautet nach KGW IX 4, W I 5, 32 u. 30 in der unkorrigierten, ersten Fassung (Wiedergabe in KSA 14, 368 f. lücken- und fehlerhaft): „Man nennt die Deutschen tief: drücken wir das Thatsächliche davon weniger schmeichlerisch aus und geben wir womöglich seine Erklärung. Die deutsche Seele ist vielfach, verschiedenen Ursprungs, mehr zusammen- und übereinandergesetzt als wirklich gebaut. Wer als Deutscher die Behauptung aufstellen wollte ‚zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust‘, der würde weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor=arischen Elementes, gemäß seiner europäischen Stellung als ‚Volk der Mitte‘, sind die Deutschen unfäßbarer, umfänglicher, widerspruchreicher, sich selber unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher als es andre Völker sich selber sind: es kennzeichnet die Deutschen, das [sic] bei ihnen die Frage ‚was ist deutsch‘ niemals ausstirbt. Der Deutsche hat tiefe Gänge und Zwischengänge in sich, Höhlen, Verstecke, Burgverließe; seine Seele ist unordentlich, er kennt die Wege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichniß liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und wolkig ist. Die Ausländer stehen erstaunt vor der ‚reflektirten Naivetät‘ des Deutschen; die Vereinigung von ‚Genie‘ und ‚niaiserie allemande‘, wie sie unserem größten Dichter zu eigen ist, beunruhigt sie. Goethe selber hat einmal das berühmte ‚deutsche Gemüth‘ definiert, wie vom Auslande her, mit einer ungeduldigen Ablehnung dessen, was ihm selber am meisten Noth gemacht hat: als ‚Nachsicht mit fremden und eigenen Schwächen‘. Gutmüthig und tückisch – ein solches Nebeneinander von Prädikaten würde in Bezug auf andre Völker widersinnig sein: aber man lebe nur unter Schwaben! Die äußere Schwerfälligkeit ‚des Deutschen‘, seine gesellschaftliche Abgeschmacktheit – man vergegenwärtige sich geschwind einen Baiern, der Bier trinkt! – ist wesentlich eine Folge des ungeordneten inneren Haushalts seiner Seele: er schleppt daran. Alle disciplina animae fehlt, aller Sinn für Sauberkeit der ‚Formen und‘ Begriffe; das Edelste und Gemeinste wird neben einander gestellt, der deutsche Geschmack ist eine bäurische Gleichgültigkeit gegen Geschmack. Was Alles der Deutsche erlebt – und es geht viel in ihm vor! – er wird schlecht damit fertig; seine Seele verdaut langsam, ‚– und‘ er ißt von Neuem, bevor er noch das Alte verdaut hat. Jawohl, die Deutschen sind tief! Und ihre ‚Offenheit‘ und ‚Biederkeit‘ gehören nur zu ihrem Vordergrund! Alle Langwierig=Kranken, alle Dyspeptiker haben den Hang zum Bequemen: wie bequem ist es, offen und bieder zu sein! Es ist lange nicht so sehr das Ungeschick des Geistes und der Sinne, was die Deutschen so ‚zutraulich‘, so ‚entgegenkommend‘ macht, als ein Bewußtsein davon, wie viel Mühe es ‚kostet‘ ~~macht~~, streng, fein, vorsichtig und vornehm zu sein. Freilich: sobald

einmal, in einem Ausnahmefall ein deutscher Geist geräth, und in ihm Ein Wille über die ‚vielen Seelen‘ kommandieren lernt, dann ist solch ein Ausnahme=Deutscher auch sofort gefährlicher, kühner, verwegener, geheimer, umfänglicher, ungeheurer, verschlagener (– und, folglich, ‚offenherziger‘ –) als die anderen Europäer sich auch nur vorstellen können. Goethe hätte nicht nur den Mephisto⁷phelus⁸ aus der deutschen Seele herausziehen können, sondern noch sehr viel gefährlichere, auch wohl interessantere ‚Teufel‘. Ich meine, Friedrich der Zweite von Preußen war schon ein interessanterer Mephistopheles als jener mäßig boshafte Kamerad des schwermüthigen Universitätsprofessors Faust: gar nicht zu reden von jenem anderen ‚und größeren‘ Friedrich dem Zweiten, dem geheimnißvollen Hohenstaufen. – Alle tiefen Deutschen sind bisher, leiblich oder geistig, ‚über die Alpen‘ gestiegen: sie glauben an ihr Anrecht auf den ‚Süden‘ – sie können sich nicht anders fühlen, denn als Herren Europa’s. –“ Zur „niaiserie allemande“ vgl. NK 24, 29; zu Friedrich II. von Preußen als Mephisto NK 141, 34–142, 1 sowie NL 1885, KSA 11, 34[97], 452 f. (KGW IX 1, N VII 1, 129 f.). Im Unterschied zu KGW IX 4, W I 5, 32 u. 30 bleibt in JGB 244 der Ausblick auf gefährliche Ausnahme-Deutsche, die mindestens nach der kontinentalen, wenn nicht gar nach der globalen Hegemonie greifen, ganz im Hintergrund. Gleichwohl sind auch die Deutschen von JGB 244 nicht einfach nur *décadents*, sondern behalten in ihrer wabernden Unbestimmtheit Entwicklungspotential: „Der Deutsche selbst ist nicht, er wird, er ‚entwickelt sich‘. ‚Entwicklung‘ ist deshalb der eigentlich deutsche Fund und Wurf im grossen Reich philosophischer Formeln – ein regierender Begriff, der, im Bunde mit deutschem Bier und deutscher Musik, daran arbeitet, ganz Europa zu verdeutschen.“ (185, 21–25) So ironisch das klingt – einschließlich des Seitenhiebs auf das Entwicklungsdenken des Deutschen Idealismus mit all seinen Ausläufern bis in N.s Gegenwart: Hinter dieser Ironie steckt doch auch eine ernst gemeinte Hoffnung.

184, 2 f. *Es gab eine Zeit, wo man gewohnt war, die Deutschen mit Auszeichnung „tief“ zu nennen* [Vgl. NL 1885, KSA 11, 42[3], 694, 8: „Man nennt die Deutschen tief.“ (Dazu auch KGW IX 4, W I 5, 1, 1: „Die Deutschen sind tief.“) Richard Wagner bemüht in seinem einschlägigen Aufsatz (vgl. NK 184, 25–27) zwar exzessiv die Tiefen- und Innerlichkeitsmetaphorik (z. B. Wagner 1907, 10, 46 f.), hält aber selbst die fortwährende Berufung „auf ‚deutsche Tiefe‘, ‚deutschen Ernst‘, ‚deutsche Treue‘“ oft für missbräuchlich (ebd., 10, 37). Vgl. z. B. auch Nohl 1870, 8 u. NK KSA 1, 74, 1.

184, 5 *vielleicht die „Schneidigkeit“ vermisst* [„Schneidigkeit“ kommt bei N. nur in JGB 244 vor (fehlt auch in der Vorarbeit KGW IX 4, W I 5, 32 u. 30), während das Adjektiv „schneidig“ von 1871 an in Werken und Nachlass wiederholt mit

Härte und Schärfe assoziiert wird. Grimm 1854–1971, 15, 1280 definiert „Schneidigkeit“ als „entschlossenheit, mut, thatkraft“ und Meyer 1885–1892, 8, 800 weiß sie im Verein mit „Mut“ und „Bissigkeit“ nur Dachshunden zu attestieren. Wie in anderen zeitgenössischen Quellen (z. B. Fontane o. J., 101 u. [Wehrenpfennig] 1875, 324) ist bei N. „Schneidigkeit“ vor allem militärisch konnotiert: Sie erscheint als die vom preußischen Offizier geforderte Tugend. Die Forderung nach „Schneidigkeit“ statt nach „Tiefe“ indiziert die Borussianisierung und Militarisierung der deutschen Gesellschaft.

184, 16 „zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“] Goethe: *Faust I*, V. 1112.

184, 18–20 *Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor-arischen Elementes*] Vgl. NK 138, 25–28. Die Behauptung steht gegen zeitgenössische antisemitisch-nationalistische Strömungen, die eine besondere rassische Reinheit der Deutschen zu erkennen und aufrechterhalten zu müssen wähnten. Zur Verankerung der Vorstellung von den Deutschen als „Ferment-Rasse“ (NL 1885, KSA 11, 43[3], 703, 6) im zeitgenössischen Diskurs siehe Orsucci 1996, 346–348.

184, 20 f. *als „Volk der Mitte“ in jedem Verstande*] Vgl. NL 1884, KSA 11, 26[399], 256, 6 f. u. NL 1885, KSA 11, 43[3], 703, 5. Während sich unterschiedliche Ethnien der Weltgeschichte – beispielsweise die Chinesen, die Juden, die Griechen – jeweils als „Volk der Mitte“ verstanden haben oder so verstanden wurden, hat die Anwendung der Formel auf die Deutschen eine spezifisch politische Konnotation: Namentlich der N. über seinen Freund Overbeck wenigstens mittelbar persönlich bekannte, preußische Vorzeige-Historiker und nationalliberale Politiker Heinrich von Treitschke (1834–1896) benutzte den Ausdruck in der Absicht, die Größe und Integrationsfähigkeit Deutschlands zu illustrieren: „Wie die Deutschen in ihrem Glauben das Volk der Mitte, das einzige wahrhaft paritätische große Culturvolk Europa’s sind, so versucht auch der deutsche Staat eine Mannigfaltigkeit von Culturzwecken zu erreichen, die nach der Meinung der Welt einander ausschließen.“ (Treitschke 1871, 3, 439) Umso größer fällt Treitschkes Lamento über die politische Großwetterlage nach dem Dreißigjährigen Krieg aus: „Auf die Jahrhunderte der deutschen Weltherrschaftspläne folgte nunmehr eine Zeit des leidenden Weltbürgertums. Das Volk der Mitte empfing die Befehle aller Welt.“ (Treitschke 1879a, 1, 22) Bei N., dem Treitschkes politisch-historiographischer Nationalismus in späteren Jahren zuwider war (vgl. z. B. NK KSA 6, 358, 33–359, 3), wird mit der Evokation von Treitschkes Lieblingswendung die Hoffnung auf eine weltgeschichtliche Rolle der Deutschen als „Volk der Mitte“ ironisiert: Zentrifugalkraft statt Zentripetalkraft ist das, was die Deutschen als „Volk der Mitte“ bislang ausgemacht hat. Treitschke wird in JGB 251, KSA 5, 192, 26 auch namentlich erwähnt.

184, 25–27 *Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage „was ist deutsch?“ niemals ausstirbt.*] Explizit hat sich Richard Wagner diese Frage in einem Aufsatz *Was ist deutsch?* gestellt, der zwar schon im Jahr 1865 begonnen wurde, aber erst 1878 in den *Bayreuther Blättern* erschienen ist. Dieser Jahrgang befand sich auch unter N.s Büchern (NPB 667). Wiederholt hat sich N. von Wagners antisemitischer und antifranzösischer Beantwortung der Frage nach der deutschen Essenz abgegrenzt, etwa in FW 357, KSA 3, 597–602, vgl. hierzu z. B. Stegmaier 2012, 360–366; Rupschus 2013, 18–21 u. NK KSA 6, 424, 4–8; ferner KSA 14, 180; Ottmann 1999, 126 u. 184 sowie NK 186, 30 f.

184, 27–29 *Kotzebue kannte seine Deutschen gewiss gut genug: „wir sind erkannt“ jubelten sie ihm zu, – aber auch Sand glaubte sie zu kennen.*] August von Kotzebue (1761–1819) gehörte zu den erfolgreichsten Dramatikern seiner Zeit, der in seinem Lustspiel *Die deutschen Kleinstädter* von 1802 den deutschen Provinzialismus karikierte (vgl. NK 16, 28–31 u. NL 1885, KSA 11, 36[40], 567, 25–27 [entspricht KGW IX 4, W I 4, 18, 14–16]: „Die deutschen Kleinstädter, wie sie Kotzebue gemalt hat – und das Gemälde war gut – sind nach dem Bilde der Weimaraner gemacht, zur Zeit Schillers und Goethes“). Das tat der Popularität seiner über 200 Dramen keinen Abbruch. Ab 1817 als russischer Generalkonsul im restaurativen Deutschland und rastlos publizistisch tätig, attackierte er die Burschenschaftsbewegung als verkappt revolutionär und zog so den Hass der national-freiheitlich gesinnten studentischen Jugend auf sich, die auf dem Wartburgfest seine *Geschichte des Deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergange* (1814/15) verbrannte. 1819 fiel er einem Mordanschlag des Theologiestudenten Karl Ludwig Sand (1795–1820) zum Opfer, der im Dichter einen Vaterlandsverräter und russischen Spion zu erkennen wähnte. Das Attentat erregte ungeheures Aufsehen und bot der Obrigkeit des Deutschen Bundes Anlass zu den repressiven Karlsbader Beschlüssen. Sand selbst wurde nach seiner Hinrichtung zur Symbolfigur des national-freiheitlichen Widerstandes gegen die Restauration.

Über eine Tante bestand eine entfernte familiäre Beziehung N.s zu Kotzebue (vgl. KGB II 7/2, 200); in seiner Bibliothek haben sich ein paar von Kotzebues Werken erhalten (NPB 333 f.). Schon in den Vorträgen *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* hat N. der Ermordung Kotzebues als eines Aktes von „tiefem Instinkte und schwärmerischer Kurzsichtigkeit“ gedacht (ZB 5, KSA 1, 750), war also schon damals nicht geneigt, für eine der beiden Seiten Partei zu ergreifen. Dennoch gestand er dann, allerdings erhebliche Vorbehalte verrätend, in MA II VM 170, KSA 2, 448, 2–4 zu: „Das eigentliche Theatertalent der Deutschen war Kotzebue; er und seine Deutschen, die der höheren sowohl als die der mittleren Gesellschaft, gehörten nothwendig zusammen, und die Zeitgenossen hätten von ihm im Ernste sagen dürfen: ‚in ihm leben, weben und

sind wir““. In NL 1885, KSA 11, 36[38], 567, 15–19 (KGW IX 4, W I 4, 18, 4–8) wird dieser Faden aufgenommen: „Es thut den Deutschen wehe, sich einzustellen, wie sehr sie die Deutschen Kotzebues gewesen sind (oder 'und zu einem guten Theile' noch nicht —); und jener lebensgefährliche Schwärmer Sand nahm vielleicht seine Rache 'nur' an der falschen Stelle, wie es so oft geschieht.“ Am selben Ort (KSA 11, 567, 20 bzw. KGW IX 4, W I 4, 19, 6) notierte N. den Namen des katholischen Historikers Johannes Janssen (allerdings nur mit einem s), was ein Hinweis auf dessen unter N.s Büchern erhaltenes Werk *Joh. Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen* sein mag, in dem ausführlich die große Resonanz des Kotzebue-Attentats im römischen Freundeskreis von Johann Friedrich Böhmer besprochen wird (Janssen 1869, 54–56). Zumal den in einer Zeitung veröffentlichten Brief, „welchen der Schwärmer kurz vor der Verübung seiner blutigen That an die Seinigen erlassen hatte“, bewundert Böhmer ob der „Grandiosität dieser Gesinnung“: „Die Freunde stimmten darin überein, daß man das Ereigniß allerdings als ein schlimmes Zeichen der Krankheit dieser Zeit betrachten müsse, 'diese sei aber aus den thörichten und despotischen Handlungen der Fürsten entstanden.' Kotzebue habe im Verein mit andern Romanschreibern vorzüglich unter der weiblichen Jugend in Deutschland viel Böses angerichtet, er habe Deutschland und seine Schriftsteller verleumdete, der Tyrannei geschmeichelt und sich als das niedrigste Werkzeug von Tyrannen gebrauchen lassen“ (ebd., 55).

Für N.s Kotzebue-Bild früh prägend dürften die Bemerkungen in Richard Wagners *Deutsche Kunst und deutsche Politik* gewesen sein, wo Kotzebue für den Import des Melodrams nach Deutschland zur Verantwortung gezogen wird (Wagner 1873, 8, 105): „Die unterdrückte Natur rächte sich: was als Obscönität nicht gelitten war, kam als Frivolität zum Vorschein. Kotzebue arrangirte das ‚Schlüpfrige‘, d. h. das gänzlich Nichtige, welches sich so nichtig zeigt, daß man überall unter allen Falten etwas sucht, bis der erregten Neugierde endlich wohlverwahrt das Obscöne gezeigt wird, – aber so, daß die Polizei Nichts dagegen sagen kann.“ (Ebd., 106) „Da trat am 23. März 1819 ein Jüngling im altdeutschen Rocke zu ihm in das Zimmer, und erstach den Staatsrath vollständig zu Tode. – Eine unerhörte, ahnungsvoll merkwürdige That. In ihr war Alles Instinkt: der russische Czar handelte aus seinem Instinkt, als er die eigentlich nur leichtsinnigen Berichte seines Staatsrathes sich schreiben ließ; nicht minder aber Sand, welcher den deutlichen Belegen für Kotzebue's politische Unschädlichkeit nichts Anderes entgegen konnte, als – dieser sei der Verführer der deutschen Jugend, der Verräther des deutschen Volkes.“ (Ebd.) Wenn Wagner den Abschnitt mit der Bemerkung schließt: „Was die Nation darüber empfand, ist nicht klar; gewiß ist nur, daß Kotzebue's Geisteserben das deutsche Theater gehörte“ (ebd., 107), dann folgt daraus nicht, dass er wie JGB 244 die

Wahl zwischen Sand und Kotzebue dahingestellt gelassen hätte. Für Wagner wie für den jungen N. war klar, dass Kotzebues Tendenz auf dem Theater und überhaupt im Kulturleben beherrschend geworden war, und dass es darum ging, sich unter Sands Banner auf das wahrhaft Altdeutsche zurückzubesinnen. Genau diesen Schritt vollzieht JGB 244 nicht nach: Kotzebue und Sand repräsentieren hier zwei unterschiedliche Formen des Deutschtums, zwischen denen ein freier Geist und guter Europäer nicht mehr zu wählen braucht. Beide historische Gestalten sind nur noch als disparate Symptome jenes sich jeder Definition verweigernden Konglomerats „Deutschsein“ interessant. Vgl. zu Kotzebue/Sand auch Schank 2000, 94 u. Rupschus 2013, 124 f.

184, 29–34 *Jean Paul wusste, was er that, als er sich ergrimmt gegen Fichte's verlogne, aber patriotische Schmeicheleien und Übertreibungen erklärte, – aber es ist wahrscheinlich, dass Goethe anders über die Deutschen dachte, als Jean Paul, wenn er ihm auch in Betreff Fichtens Recht gab. Was Goethe eigentlich über die Deutschen gedacht hat?*] Im Druckmanuskript stand noch stattdessen: „Jean Paul wusste, was er that, als er sich wüthend gegen Fichte's unverschämte und verlogne Schmeicheleien erklärte (man muß in der That schon bis zum letzten Wagner und seinen Bayreuther Blättern heruntersteigen, um einem ähnlichen Sumpf von Anmaaßung, Unklarheit und Deutschthümelei zu begegnen, als es Fichte's Reden an die deutsche Nation sind). Was Goethe über die Deutschen dachte?“ (KSA 14, 369 f.) In 184, 32 soll es dort nach KSA 14, 370 statt „dass Goethe anders über die Deutschen dachte“ geheißen haben: „dass die deutsche Jugend anders über die Deutschen dachte“.

Die von Johann Gottlieb Fichte 1807/08 in Berlin gehaltenen, 1808 publizierten *Reden an die deutsche Nation* sollten gegen die napoleonische Herrschaft das Nationalgefühl anstacheln, einer „Nationalerziehung“ und einem deutschen Nationalstaat den Weg bereiten. Im nationalistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts spielten die *Reden* eine wichtige Rolle. Jean Paul unterzog sie 1809 einer anonymen, stellenweise spöttischen, aber im Ganzen durchaus wohlwollenden Rezension in den *Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur* (Zweyter Jahrgang. Fünfte Abteilung: Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst, Bd. 1, Heft 1, S. 3–19). Es ist offen, ob N., in dessen Bibliothek sich weder eine Jean Paul- noch eine Fichte-Ausgabe erhalten hat, Jean Pauls Kritik (und Fichtes Original) tatsächlich gelesen hat; wahrscheinlicher ist eine sekundäre Vermittlung, beispielsweise durch den letzten Abschnitt von Bruno Bauers *Zur Orientirung über die Bismarck'sche Ära*: „Wenn es [sc. das „deutsche Blut“] sich in den letzten Jahren durch einen militärischen Erfolg verleiten liess, sich vor der Welt als die Auswahl der Völker zu brüsten, so war es ein Act der äussersten Noth, dass Fichte 1808 in den ‚Reden an die deutsche Nation‘ das deutsche Blut durch ein Gemälde, in welchem sein Idiom als die einzige Ursprache,

seine Diction in Poesie und Prosa als die höchste Sprachleistung und sein Gemüth als die vollendetste Erscheinung in der Geschichte strahlte, zur Ermanung und Erhebung aufrufen wollte. Bei alledem ist es kein vortheilhaftes Zeugniß für die Neigung der Deutschen zur nationalen Selbsterkenntniß, dass Jean Paul Friedrich Richter's gründliche Beurtheilung dieses Werks ([...]) so gut wie unbeachtet, wenigstens ohne Wirkung vorüberging“ (Bauer 1880, 317).

185, 3–7 Gewiss ist, dass es nicht „die Freiheitskriege“ waren, die ihn freudiger aufblicken liessen, so wenig als die französische Revolution, — das Ereigniss, um dessentwillen er seinen Faust, ja das ganze Problem „Mensch“ umgedacht hat, war das Erscheinen Napoleon's.] Über Goethes Verhältnis zu den sogenannten Befreiungskriegen, denen N. selbst ablehnend gegenüberstand (vgl. NK KSA 6, 251, 27–252, 8 u. NK KSA 6, 360, 8–15), und über Goethes Verhältnis zu Napoleon selbst sollte sich N. noch einmal in GD Was den Deutschen abgeht 4 äußern (dazu NK KSA 6, 106, 17–21). Goethe hat seine Begegnung mit dem Kaiser der Franzosen ausgiebig gewürdigt, vgl. NK 142, 9–14. Unter deutschen Interpreten ist nicht nur oft gefragt worden, inwiefern Goethes Napoleon-Erfahrung seine Faust-Figur im zweiten Teil des Dramas geprägt habe (vgl. die Quellenbelege und die Diskussion bei Seibt 2008, 246 f.), sondern man hat Goethe für seine Napoleon-Schwäche auch immer wieder gerügt. Emil Du Bois-Reymond erklärte in seiner Berliner Rektoratsrede *Goethe und kein Ende* – allerdings mit Bezug auf *Faust I* – jenes Goethe „so oft und bitter vorgeworfene bewundernde Προσκυεῖν [sc. Kniefallen] vor dem furchtbaren Mann der That, NAPOLÉON“ wie folgt: „die ihm [sc. Goethe] fehlende Eigenschaft imponirte ihm am meisten; es ist Faust, der sich dem Erdgeist beugt“ (Du Bois-Reymond 1883, 14). Pestalozzi 2012, 35 betont, es bleibe offen, ob in 185, 3–7 gemeint sei, „dass für Goethe in Napoleon eine mythische Gestalt aktuelle Wirklichkeit geworden sei“.

185, 10 f. das berühmte deutsche Gemüth definirt er einmal als „Nachsicht mit fremden und eignen Schwächen“] Vgl. NL 1885, KSA 11, 37[10], 585, 4 f. (KGW IX 4, W I 6, 47, 36–38). Es handelt sich nicht um ein buchstäbliches Goethe-Zitat, sondern um die Abwandlung des Schlusses von *Maximen und Reflexionen* 340: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jetzt heisst es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden“ (Goethe 1853–1858, 3, 186).

185, 16 f. *Schleichwege zum Chaos*] Welche Wege die Deutschen in ihrer Geschichte zu diesem Ziel hin eingeschlagen haben, erläutert an Beispielen Orsucci 1996, 361–364. Vgl. auch NK 19, 15–17.

185, 17–21 *Und wie jeglich Ding sein Gleichniss liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und Alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als „tief“.*] Die Deutschen kranken nach der hier gegebenen Diagnose daran, dass sie nicht verdauen können (vgl. 186, 9–11), dass sie im Modus der Unklarheit bleiben und das Fremde gerade nicht zu assimilieren verstehen. Das ist die genaue Kontrafaktur zu Wagners Behauptung, „daß es dem deutschen Geiste bestimmt war, das Fremde, ursprünglich ihm Fernliegende, in höchster objektiver Reinheit der Anschauung zu erfassen und sich anzueignen“ (Wagner 1907, 10, 40).

185, 21f. *Der Deutsche selbst ist nicht, er wird, er „entwickelt sich“.*] Das ist das Echo einer Aufzeichnung, die dann (in malträtierte Form) als WzM² 108 rezeptionsgeschichtlich Karriere machen wird (dazu Niemeyer 2014, 157) und die im Manuskript mit den Worten beginnt: „Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas; also haben sie noch keine Kultur, — also sie können 'sie noch' keine Cultur haben! Dies ist mein Satz: mag sich daran stoßen, wer 'wer es muß:' [nämlich] 'Jeder-also 'nämlich', der' gespreizte Gliedmaassen 'hat' u 'wer' 'im Kopfe' Deutschthümelei im Schädel hat! 'u 'wer' im Schilde' 'im Schilde u im Schädel' [im Schädel (oder im Schilde)] 'führt!' — Sie sind noch nichts: das heißt: sie sind allerlei. Sie werden etwas: das heißt, sie hören 'einmal' auf, allerlei zu sein.“ (KGW IX 4, W I 4, 12, 24–30) Die Überlegungen im Nachlass variieren wiederum den berühmten Anfang von Emmanuel-Joseph Sieyès' Revolutionspamphlet *Qu'est-ce que le Tiers-État?* (1789): „1^o Qu'est-ce que le Tiers-État? Tout. 2^o Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique? Rien. 3^o Que demande-t-il? A y devenir quelque chose.“ („1. Was ist der Dritte Stand? Alles. 2. Was ist er bis jetzt in der politischen Ordnung gewesen? Nichts. 3. Was verlangt er? Etwas zu werden.“) N. hatte sich Sieyès' Fragen in der von ihm mit zahlreichen Lesespuren versehenen „Introduction“ zum zweiten Band von Paul Alberts *La littérature française au dix-neuvième siècle* ins Gedächtnis gerufen: „Le mot de Sieyès sur le tiers état: *Qu'a-t-il été? — Rien. — Que doit-il être? Tout*, sera vrai, même en histoire ...“ (Albert 1885, 2, 8. „Das Wort von Sieyès über den Dritten Stand: *Was ist er gewesen? — Nichts — Was muss er sein? Alles*, wird wahr sein, sogar in der Geschichte ...“).

185, 29–32 *„Gutmüthig und tückisch“ — ein solches Nebeneinander, widersinnig in Bezug auf jedes andre Volk, rechtfertigt sich leider zu oft in Deutschland: man lebe nur eine Zeit lang unter Schwaben!*] N. hat selbst nie in Schwaben, also in Württemberg, gelebt, aber spätestens seit seiner Auseinandersetzung mit dem Schwaben David Friedrich Strauß in UB I DS eine Abneigung gegen jene schwäbische Geistesart kundgetan (vgl. auch MA II VM 324), die er in den Ab-

solventen des Tübinger Stifts (vgl. NK KSA 6, 176, 17–19) bzw. im Deutschen Idealismus Schellings und Hegels idealtypisch repräsentiert fand, siehe NK KSA 6, 176, 20 f. u. NK KSA 6, 233, 29–33. Den schwäbischen Dichtern stand N. ebenfalls vorbehaltvoll gegenüber (NL 1884, KSA 11, 26[307], 232).

Das Oxymoron „Gutmütig und tückisch“ wird in der Vorarbeit KGW IX 4, W I 5, 32 u. 30 ohne Anführungszeichen gesetzt (in NL 1885, KSA 11, 34[97], 453, 14 f. bzw. KGW IX 1, N VII 1, 130, 20–22 stehen diese Anführungszeichen allerdings wieder); als direktes Zitat lässt es sich nicht nachweisen. Die Paarung ist seit Jacob Grimms *Deutscher Mythologie* bei der Charakterisierung nicht etwa von Schwaben, sondern von Riesen geläufig: „Ein solches wesen ist in seiner ruhe gutmütig und plump; aufgereizt aber wild, tückisch und heftig“ (Grimm 1835, 304).

186, 3 *ad oculos demonstrit*] Vor Augen geführt, durch Augenschein bewiesen.

186, 11 f. *Dyspeptiker*] Dyspeptiker leiden an Verdauungsstörung, vgl. NK KSA 6, 302, 32 u. zu Thomas Carlyle als exemplarischem Dyspeptiker NK KSA 6, 119, 12 f. N., der selbst darunter litt (vgl. Volz 1990, 119–150), thematisiert Dyspepsie immer wieder, besonders pointiert etwa in FW Vorspiel 24, wo Dyspepsie und Pessimismus eingeführt werden. Vgl. NK 231, 3.

186, 17 f. *Redlichkeit*: sie ist seine eigentliche Mephistopheles-Kunst, mit ihr kann er es „noch weit bringen“!] Zur Redlichkeit und ihren Schattenseiten siehe JGB 227. Der Famulus Wagner gibt in Goethe: *Faust* I, V. 572 f. seiner Bewunderung über die Geistesleistungen der Altvorderen lebhaft Ausdruck, indem er vor ihrem Hintergrund die noch größeren Leistungen der Neueren erblickt: „Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, / Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Mephistopheles ist hier indes noch nicht im Spiel. Es „noch weit bringen“ war bereits im 18. Jahrhundert eine feststehende Redewendung.

186, 30 f. *man heisst nicht umsonst das „tiusche“ Volk, das Täusche-Volk...*] In der zeitgenössischen Altgermanistik, beispielweise im *Wörterbuch zum altdutschen Lesebuch* von N.s kurzzeitigem Basler Kollegen Wilhelm Wackernagel, war die etymologische Erkenntnis längst etabliert, dass mittelhochdeutsch „in tiusche u. ohne in ganz adverbial tiutischin, tiuschen auf Deutsch“ bedeutete (Wackernagel 1861, 59), das Verb „tiuschen, teuschen“ hingegen „sein Gespött mit jemand treiben, ihn betrügen“ (ebd., 292). Rupschus 2013, 113–116 vermutet, dass N. in 186, 30 f. hier ebenso wie mit Za IV Die Begrüssung, KSA 4, 350, 7–9 auf Wagners Aufsatz *Was ist deutsch?* anspielt (vgl. NK 184, 25–27), wo es heißt: „Jakob Grimm hat dagegen nachgewiesen, daß ‚diutisk‘ oder ‚deutsch‘

nichts anderes bezeichnet als das, was uns, den in uns verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist. Es ward frühzeitig dem ‚wälsch‘ entgegengesetzt, worunter die germanischen Stämme das den galisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen. Das Wort ‚deutsch‘ findet sich in dem Zeitwort ‚deuten‘ wieder: ‚deutsch‘ ist demnach, was uns deutlich ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unserem Boden Entsprössene.“ (Wagner 1907, 10, 37) Statt Deutlichkeit steht am Ende von JGB 244 Täuschung als Signatur des Deutschtums.

Die zweifelhafte etymologische Assoziation von 186, 30 f. wird beispielsweise in Albert Vigoleis Thelens Roman *Die Insel des zweiten Gesichts* aufgegriffen (Thelen 1983, 564).

245.

JGB 245 hat zwei Stoßrichtungen: Zum einen historisiert und ephemerisiert der Abschnitt die klassische und romantische Musik. Sie erscheint keineswegs mehr wie vielen Zeitgenossen N.s als unerreichbarer Gipfelpunkt des akustisch Möglichen. Auch diese Musik wird verklingen; sie ist radikal zeitgebunden. Zum andern ist die in JGB 245 nachgezeichnete historische Musikentwicklung die einer Nationalisierung, die zugleich eine Provinzialisierung indiziert. Aus europäischer Perspektive erscheint die Musikentwicklung nicht zukunftsweisend, sondern rückschrittlich.

187, 2 f. Die „gute alte“ Zeit ist dahin, in Mozart hat sie sich ausgesungen] Die idiomatische Wendung „die gute alte Zeit“ wird im 19. Jahrhundert populär und ist durchaus aussagekräftig für ein kompensatorisches Rückbesinnungsbedürfnis unter dem (mitunter ängstigenden) Eindruck gesellschaftlicher und politischer Modernisierungsschübe (vgl. Stein 2003). 187, 2 f. konterkariert dieses Bedürfnis ironisch. Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) ist bei N. mit „Anmuth und Grazie des Herzens“ (MA II VM 298, KSA 2, 501, 4 f.) assoziiert; die Leichtigkeit und Zärtlichkeit seiner Musik wird in MA II WS 165, KSA 2, 620, 17–21 betont – eine Stelle, die N. in NW Wagner als Gefahr 2, KSA 6, 422, 32–423, 5 erneut aufgreift. Bei dieser Wiederaufnahme wird hinzugefügt, dass Mozart „zum Glück kein Deutscher“ gewesen sei. JGB 245 macht Mozart explizit zu einem europäischen Ereignis (188, 25–27) und spielt ihn gegen den bloß noch deutschen Schumann aus, nicht ohne aber gleichzeitig seine universelle Bedeutung zu relativieren: Auch für Mozart werde man dereinst kein Ohr mehr haben. Wagner habe, so N., Mozart für frivol gehalten (vgl. NK KSA 6, 26, 6–8). Tatsächlich merkte Wagner in seinem *Beethoven* an, bei Mozart und Haydn sei „Flüchtigkeit in der Konzeption und in der Ausführung nach angeeigneter

Routine [...] ein Haupt-Erklärungsgrund für den Charakter ihrer Werke“ (Wagner 1870, 31).

187, 9–21 *wer darf zweifeln, dass es noch früher mit dem Verstehen und Schmecken Beethoven's vorbei sein wird! — der ja nur der Ausklang eines Stil-Übergangs und Stil-Bruchs war und nicht, wie Mozart, der Ausklang eines grossen Jahrhunderte langen europäischen Geschmacks. Beethoven ist das Zwischen-Begebniss einer alten mürben Seele, die beständig zerbricht, und einer zukünftigen überjungen Seele, welche beständig kommt; auf seiner Musik liegt jenes Zwielicht von ewigem Verlieren und ewigem ausschweifendem Hoffen, — das selbe Licht, in welchem Europa gebadet lag, als es mit Rousseau geträumt, als es um den Freiheitsbaum der Revolution getanzt und endlich vor Napoleon beinahe angebetet hatte.*] Das hier gezeichnete Beethoven-Bild ist demjenigen entgegengesetzt, das die Basis des Komponisten-Bildes in N.s Frühwerk dargestellt hat (vgl. z. B. GT 19, KSA 1, 127 oder UB IV WB 9, KSA 1, 491–493), nämlich dem Bild aus Wagners 1870 erschienener Beethoven-Festschrift, die N. offensichtlich in der Entstehungszeit von JGB noch einmal konsultierte (NL 1884, KSA 11, 25[497], 144 bezieht sich polemisch auf Wagners Versuch, Beethoven mit Shakespeare zu synthetisieren, vgl. Wagner 1870, 51–57). Wagner stilisierte Beethoven zu einer Lichtgestalt, die ihre angeblich unvergleichliche Größe dadurch gewonnen habe, dass sie sich von allem Zeittypischen abwandte: „es kam die Herrschaft der Mode; wie der Geist der Kirche der künstlichen Zucht der Jesuiten verfiel, so ward mit der Bildnerei auch die Musik zur seelenlosen Künstelei. Wir verfolgten nun an unserem großen Beethoven den wundervollen Prozeß der Emanzipation der Melodie aus der Herrschaft der Mode, und bestätigten, daß er, mit unvergleichlich eigenthümlicher Verwendung all des Materiales, welches herrliche Vorgänger mühevoll dem Einflusse dieser Mode entzogen hatten, der Melodie ihren ewig gültigen Typus, der Musik selbst ihre unsterbliche Seele wiedergegeben habe“ (ebd., 68).

JGB 245 zeichnet Beethoven hingegen als einen gebrochenen Charakter, der – analog zu Goethes Faust – nicht nur eine, sondern ‚zwei Seelen in der Brust‘ hatte, die nicht zu einer Einheit fanden. Der Komponist erscheint also als eine romantisch angekränkelte Figur – ein Eindruck, den dann auch ein (nicht gekennzeichnetes) Exzerpt aus Taine 1858, 296 in NL 1886/87, KSA 12, 7[7], 286, 2–4 bestätigt –, nicht als derjenige, durch den die Musik die „Befähigung“ erlangt hat „weit über das Gebiet des ästhetisch Schönen in die Sphäre des durchaus Erhabenen [zu treten], in welcher sie von jeder Beengung durch traditionelle oder konventionelle Formen vermöge vollster Durchdringung und Belebung dieser Formen mit dem eigensten Geiste der Musik befreit ist“ (Wagner 1870, 46). Nach NL 1885, KSA 11, 34[211], 493 (entspricht KGW IX 1, N VII 1, 46, 36–40 u. 45, 32–38) war auch dieses Erhabenheitsstreben ein typisch

postrevolutionär-romantisches Epochenphänomen, für das sowohl Beethoven als auch Wagner und Lord Byron (vgl. 187, 24) standen. Beethoven bei N. ist ganz und gar ein Kind seiner Zeit, während Wagners Beethoven seine Zeit ins Überzeitliche transzendiert hat.

Zwar erinnerte Wagner daran, dass Beethoven seine Dritte Symphonie, die *Eroica* dem „jungen General Bonaparte“ gewidmet, diese Widmung jedoch nach Napoleons Selbstkrönung zum Kaiser zerrissen hatte. Aber dieser unlegbare Zeitbezug kann nach Wagner keineswegs zu erklären helfen, was Beethovens Musik ausmacht, aus welchen Quellen sie sich speist: „Ich glaube, das Sicherste, was wir über den Menschen Beethoven erfahren können, wird im allerbesten Falle zu dem Musiker Beethoven in dem gleichen Verhältnisse stehen, wie der General Bonaparte zu der ‚Sinfonia eroica‘. Von dieser Seite des Bewußtseins betrachtet, muß uns der große Musiker stets ein vollkommenes Geheimniß bleiben.“ (Wagner 1870, 4) Um das Geheimnis zu ergründen, behalf sich Wagner mit der Musikphilosophie Schopenhauers, die es ihm erlaubte, Beethoven in fast allem seiner historischen Bedingtheit zu entkleiden. Jedoch bestimmte eine besondere Bedingtheit nach Wagner sehr wohl Beethovens Genius, nämlich sein Deutschsein, wollte Wagner doch nichts Geringeres nachweisen, als dass durch Beethoven, „da er denn in der reinsten Sprache aller Völker redete, der deutsche Geist den Menschengestalt von tiefer Schmach erlöste“ (ebd., 26). N.s späte Äußerungen wiederum finden in Beethovens Werk eine Abkehr von gesamteuropäischer Rezipierbarkeit des deutschen Musikschaffens hin zu einem deutschen Sonderweg, jedoch bleibt dieses Werk noch in gesamteuropäischen Abhängigkeiten. Die Verbindung Beethovens mit Jean-Jacques Rousseau (den N. als Wegbereiter einer moderner Egalitarität und Demokratie verachtete, vgl. z. B. NK KSA 6, NK 111, 4 f. u. NK KSA 6, 150, 9–21), teilweise im Verein mit der Französischen Revolution und mit Napoleon, behauptete N. auch in MA II WS 216, KSA 2, 651, 34–652, 1 sowie gelegentlich im Nachlass (z. B. NL 1884, KSA 11, 25[419], 121, 25 f.; NL 1885, KSA 11, 35[65], 539, 7–10, entspricht KGW IX 4, W I 3, 70, 36–38 u. 71, 22). In der N. nach GM III 19 offensichtlich bekannten Beethoven-Biographie von Alexander Wheelock Thayer (vgl. NK KSA 5, 386, 28–31) konnte N. aus einem zeitgenössischen Bericht die Behauptung finden: Beethovens „Character war dem von Jean Jacques Rousseau sehr ähnlich“ (Thayer 1866–1879, 2, 364).

187, 31f. *Weber: aber was ist uns heute Freischütz und Oberon!* Carl Maria von Webers (1786–1826) romantische Oper *Der Freischütz* wurde 1821 in Berlin uraufgeführt, *Oberon, or The Elf King's Oath* zuerst auf Englisch 1826 in London (die deutsche Version folgte im selben Jahr in Leipzig). Weber kommt in N.s Schriften nur selten vor.

187, 32 f. *Oder Marschner's Hans Heiling und Vampyr!*] Die Oper *Hans Heiling* von Heinrich Marschner (1795–1861) nach einem Libretto von Eduard Devrient (1833 uraufgeführt) folgte der 1828 erstmals gezeigten Marschner-Oper *Der Vampyr* nach einem Libretto von Wilhelm August Wohlbrück. Noch der Romantik verpflichtet und insbesondere mit *Hans Heiling* unter Zeitgenossen sehr erfolgreich, wird Marschners Operschaffen in einer Übergangsphase zwischen Carl Maria von Weber und Richard Wagner verortet.

187, 33 *Oder selbst noch Wagner's Tannhäuser!*] Richard Wagners romantische Oper *Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg* wurde 1845 in Dresden uraufgeführt. Ihre Auftritte in N.s Werken aus den 1880er Jahren sind oft ironisch durchsäuert, vgl. z. B. NK KSA 6, 17, 2–4 u. NK KSA 6, 17, 17–20.

188, 5–9 *Anders stand es mit Felix Mendelssohn, jenem hallyonischen Meister, der um seiner leichteren reineren beglückteren Seele willen schnell verehrt und ebenso schnell vergessen wurde: als der schöne Zwischenfall der deutschen Musik.*] Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) komponierte 1832, inspiriert von Goethes gleichnamigen Gedichten, die berühmt gewordene Konzertouvertüre *Meeresstille und glückliche Fahrt*, war also zweifelsfrei ein Fachmann für das Hallyonische (dazu NK 159, 28 f.). Eine Nachlassaufzeichnung, die in NK KSA 6, 28, 31–29, 15 wiedergegeben ist, betont die „große Cultur Mendelssohns“, die in seiner eigenen Jugend das Musikleben noch bestimmt habe (vgl. auch NL 1885, KSA 11, 42[2], 676, 6). Die aus 188, 5–9 sprechende Hochschätzung Mendelssohns kann als direkte Replik auf Wagners Pamphlet *Das Judenthum in der Musik* (1850, erweitert 1869) verstanden werden, in dem der aus jüdischem Elternhaus stammende Protestant Mendelssohn Zielscheibe antisemitischer Invektiven wird.

188, 9–18 *Was aber Robert Schumann angeht, der es schwer nahm und von Anfang an auch schwer genommen worden ist — es ist der Letzte, der eine Schule gegründet hat —: gilt es heute unter uns nicht als ein Glück, als ein Aufathmen, als eine Befreiung, dass gerade diese Schumann'sche Romantik überwunden ist? Schumann, in die „sächsische Schweiz“ seiner Seele flüchtend, halb Wertherisch, halb Jean-Paulisch geartet, gewiss nicht Beethovenisch! gewiss nicht Byronisch! — seine Manfred-Musik ist ein Missgriff und Missverständniss bis zum Unrechte]* 1921 berichtete der Komponist Adolf Ruthardt (1849–1934) von einer Begegnung mit N. im Engadin Anfang August 1885, mit dem er sich am Tag nach einem abendlichen Hauskonzert auf einen Spaziergang begeben hatte: „Nietzsche [...] kam sodann auf den gestrigen Abend zu sprechen. ‚Erklären Sie mir doch die höchst auffallende Vorliebe, welche Fräulein von Mansuroff für Schumann, insonderheit dessen ‚Kreisleriana‘ hegt. Meinerseits kann ich's nur einer unklaren Empfindsamkeit zuschreiben, zumal sie, im Gegensatz zu ih-

rem überraschend großen Sprach- und Musiktalent, der Literatur kein Interesse zu schenken scheint, vielleicht den E. T. A. Hoffmann gar nicht gelesen hat, somit nicht wissen kann, um was es sich eigentlich bei dieser verunglückten titellosen Programm-Musik handelt.‘ Ich antwortete: ‚Das Musikempfinden dieser Russin ist durch und durch deutsch ...‘ ‚Deutsch‘, unterbrach mich Nietzsche, ‚Deutsch, das ist es eben im Sinn einer nach innen gekehrten Gefühlsduselei und des Versenkens in eine persönliche, kleinbürgerliche, klebrige Gefühlsschwelgerei, welche die Menschheit recht gleichgültig läßt. Schumann war gewiß eine ehrliche Natur und ein großes Talent, jedoch kein Segen für die Tonkunst im allgemeinen, geschweige für die deutsche Musik im besonderen. Das *versteckende Insichhinein* ist sogar gefährlich, nicht minder gefährlich /550/ als das *schauspielerische Aussichheraus* Richard Wagners.‘ Daraufhin erwiderte ich mit Lebhaftigkeit und nicht ohne Schärfe: ‚Schumann hat dank seiner auf dem blühenden dichterischen Untergrunde ruhenden, durchaus eigenartigen Wesenheit, doch außerordentlich fördernd und heilsam gewirkt, indem er, der sonst so Friedfertige und wahren jungen Talenten so Wohlwollende, dem verknöcherten Philistertum, der Schablone, dem flachen gleißenden Virtuositentum einen erbarmungslosen Krieg erklärte und siegreich durchführte. Als produktiver Kritiker steht er unerreicht da. Freilich, wer sich in ihn den Tondichter dermaßen einfühlt, sich ihm gewissermaßen mit Haut und Haaren verschreibt, wie es Theodor Kirchner getan hat, der muß es in der Folge empfindlich büßen.‘ – ‚Theodor Kirchner? Wurde nicht jüngst zu seinen Gunsten eine Sammlung veranstaltet?‘, fragte Nietzsche. ‚Ja‘, konnte ich ihm des näheren berichten. ‚Es bildete sich ein Ausschuß von Kirchners Züricher- und Winterthurerfreunden [...] die Mittel aufzubringen, den alten Kirchner vor dem Hunger zu schützen und ihm einen sorgenlosen Lebensabend zu bereiten. [...]‘ – ‚Nun sehen Sie‘, meinte Nietzsche, ‚spricht diese Veranlassung nicht für meine Behauptung?‘ – ‚Gewiß‘, versetzte ich; ‚jedoch, wie ich glaube, nur insoweit als sie gegen ein Übermaß von Epigonentum spricht, wozu Schumann sinnige Naturen gerne verleitet, keinen aber mehr als gerade seinen treuesten und begabtesten Schildknappen, Theodor Kirchner, verführt hat. [...]‘ Ohne indessen eine Antwort abzuwarten, hub er aufs neue an, Schumann – diesmal als dramatischen Tonsetzer – anzugreifen. Auch mit mehr Beredsamkeit als mir zu Gebote stand, wäre mir eine überzeugende Verteidigung nach dieser Seite hin kaum geglückt. Mußte ich doch gestehen, daß mir noch niemals eine mattere Wirkung von der Szene herab vorgekommen sei, wie die an sich edle und schöne Musik der ‚Genoveva‘. Doch nahm ich mich der Musik zu ‚Manfred‘ an, die Nietzsche ganz besonders zu widerstreben schien. Hierbei entwoffnete er mich damit, daß er mir ein helles Lachen entlockte, indem er ganz ernsthaft die Frage an mich richtete, ob ich mir den Gemsjäger, Astarte, die Alpenfee in

die sächsische Schweiz versetzt vorstellen könne? Ich glaube die /551/ Übereinstimmung von Nietzsches Gedachtem und Gesprochenem mit dem Geschriebenen nicht anschaulicher dartun zu können, als ausnahmsweise dem geduldi- gen Leser aufzuzeigen, wie sich der scharfe Denker, der bis in den verborgens- ten Winkel hineinleuchtende Seelenforscher – offenbar kurz vor oder nach unserem Zwiegespräch – über Robert Schumann in seinen Schriften geäußert hat“ (KGB III 7/2, 549–551). Es folgt in Ruthardts Bericht nun die Schumann- und die Schlusspassage von JGB 245.

Für den jugendlichen N. war Robert Schumann zunächst der musikalische Leitstern, unter dessen Eindruck auch eigene frühe Kompositionsversuche standen; desgleichen war N.s frühe Bekanntschaft mit Werken der lyrischen Poesie wesentlich durch Vertonungen Schumanns geprägt (vgl. NK 3/1, S. 475). Um 1868 wandte N. sich von ihm ab (in N.s Bibliothek haben sich einige Schumann-Noten erhalten, vgl. NPB 707 f.). In die Sächsische Schweiz, den deut- schen Teil des Elbsandsteingebirges hatte Schumann von Dresden aus Ausflü- ge unternommen; die erste gemeinsame Reise mit seiner Frau Clara, geborene Wieck, hatte ihn dorthin geführt. Auch die in JGB 245 erwähnte Weber-Oper *Der Freischütz* (vgl. NK 187, 31 f.) spielt dort: Die Landschaft mit ihren schroffen Felsformationen übte auf Romantiker eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Lord Byrons dramatisches Gedicht *Manfred* hat Schumann 1848/49 als Me- lodram komponiert; N. nahm dieses auch andernorts als Beleg für künstleri- sches Unvermögen zur Größe, vgl. NK KSA 6, 286, 26–29, während er Byrons Vorlage hochschätzte (vgl. NK KSA 6, 286, 24–26). N. hat als junger Mann gegen den „süßlichen Sachsen“ Schumann eine eigene Manfred-Ouvertüre kompo- niert (vgl. NK KSA 6, 286, 30–287, 1).

188, 23 f. *eine Art Mädchen und noli me tangere*] Im Druckmanuskript stand stattdessen: „eine Art Eckensteher und Schüchterling“ (KSA 14, 370). „Noli me tangere“, „rühr mich nicht an“ (Johannes 20, 17), soll Jesus Christus Maria Magdalena zugerufen haben, als er ihr nach der Auferstehung erschien, und sie ihn berühren wollte.

246.

In KGW IX 5, W I 8, 266, 2–28 gibt es eine im Ganzen durchgestrichene Auf- zeichnung, die zwar Grundgedanken und Wendungen der späteren Druckfas- sung vorwegnimmt, jedoch Anfang und Ende entgegengesetzt gruppiert: „Wer seine Sprache wie einen biegsamen Degen handhabt, wer vom Arme bis hinab zur Zehe das gefährliche Glück der zitternden überscharfen Klinge fühlt, wel-

che beißen, zischen, schneiden will –: u Jener Andere, dem die Worte zögernd wie von einer ver 'der' Decke einer feuchten Höhle herabtropfen, kalt, mit einem dumpfen Widerhall. / Daß 'zum nächsten Verständnisse' jedes Satzes, jede Stil=Art ihr Tempo hat 'eines jedes Satzes gehört: zu wissen 'nöthig ist noth thut: daß man nicht im Zw. ist', in welchem Tempo er läuft, ob 'ob er vielleicht' die Reize der Tempo=Wechsel, 'Aber wer 'unter D.' weiß, wer fordert von sich zu wissen, oder versucht, ob er' die staccati u. rubati 'vorher giebt', daß man die 'über die' metrisch entscheidenden Silben fühlt–daß 'nicht im Zweifel ist, – daß man' der Satz [als] ein klingendes Ganze ist 'nimmt u. hört', daß die Consonanten u. Diphthonge in ihrem Hinter- und Neben'Gegen'einander sich umfärben u. 'an' neu 'neu' abtönen / Welche Marter sind deutsch geschriebene Bücher für den 'Jeden', der Ohren hat! – Wie unwillig sieht er 'steht er neben' diesem langsam sich drehenden Sumpfe von Klängen u. Rhythmen zu, welcher bei den Deutschen ein ‚Buch‘ heißt! 'Und gar dann der D. als Bücherleser: 'Der Gedanke [daran schüttelt ihn.] an den Deutschen als Bücherleser schüttelt ihn. / ist es wahr, daß der D. zur Musik angelegt ist?'" Eine detaillierte Analyse des Transformationsschicksals von KGW IX 5, W I 8, 266, 2–28 zu JGB 246 unternehmen Born/Pichler 2013, 19–29; zur Interpretation von JGB 246 noch ohne den Hintergrund des Nachlass-Notates Renzi 1997a; zum darin obwaltenden Rhythmus-Verständnis Benne 2012. Immer wieder haben Leser diesen Abschnitt als performative Demonstration von N.s eigenem Stilwillen gedeutet.

189, 2f. *Welche Marter sind deutsch geschriebene Bücher für Den, der das dritte Ohr hat!* Die einprägsame und gerne aufgenommene Metapher vom „dritten Ohr“ (vgl. z. B. Renzi 1997a, 331f.) fehlt in der Aufzeichnung KGW IX 5, W I 8, 266, 22, die zugrunde liegt: „Welche Marter sind deutsch geschriebene Bücher für den 'Jeden', der Ohren hat!“ In dieser Fassung klingt noch das von N. gern variierte Bibelwort Matthäus 13, 9 nach (vgl. NK KSA 6, 35, 8). Trotz seiner Eingängigkeit benutzte N. das Bild vom dritten Ohr einzig an dieser Stelle. Obschon manch literaturhistorisch unbedarfte Interpreten die Rede vom „dritten Ohr“ für eine ingeniöse Innovation N.s halten, handelt es sich in Wahrheit doch um einen alten mythologisch(-lyrisch)en Topos, der sich darauf bezieht, dass nach Sosibios (FGrHist 595 F 25) der Gott Apollon im Krieg zugunsten der Spartaner mit vier Armen und vier Ohren eingegriffen hat, weswegen sein Kultbild in Amyklai entsprechend ausgesehen haben soll. In der bekannten poetologisch-polemischen Ode *Klage eines Gedichts* (1796) lässt Friedrich Gottlieb Klopstock das Gedicht, nämlich seinen *Messias*, selbst als handelnde Person auftreten, die sich über ihre schlechte französische Übersetzung beschwert und dazu den spartanischen Apollon anruft: „Auch dem dritten Ohr des lacedämonischen Phöbus / Fleht' ich umsonst“ (Klopstock 1831, 2,

288, zu N.s Gebrauch eines anderen Klopstock-Verses siehe NK 148, 4 f.). Bei Martial: *Epigrammata* XII 24, 10 ist das „dritte Ohr“ schlicht dasjenige eines unerwünschten Zuhörers („Aurem non ego tertiam timerem.“ „Fürchten wollt' ich gewiß das dritte Ohr nicht. Martialis 1865, 436). Demgegenüber indiziert das „dritte Ohr“ in JGB 246 die Fähigkeit, mehr wahrzunehmen als gewöhnliche Sterbliche. Stegmaier 2010, 152 schreibt, N. wünsche „sich für seine Texte ‚das dritte Ohr‘ für ihre Musik“. Tatsächlich staunt man immer wieder, was N.s Leser alles aus seinen Texten heraushören zu können meinen.

189, 14 *staccato*] Vgl. Meyer 1885–1892, 15, 208: „Staccato (ital., abgekürzt stacc., ‚abgestoßen‘), eine musikalische Vortragsbezeichnung, welche fordert, daß die Töne nicht direkt aneinander geschlossen, sondern deutlich getrennt werden sollen, so daß zwischen ihnen wenn auch noch so kurze Pausen entstehen“.

189, 15 *rubato*] Vgl. Meyer 1885–1892, 13, 1019: „Rubato (ital., ‚geraubt‘, Tempo r.) nennt man die kleinen Beschleunigungen und Verlangsamungen der Melodie unter Beibehaltung desselben Tempos, welche ein ausdrucksvoller Vortrag fordert“.

189, 24–32 *Dies waren meine Gedanken, als ich merkte, wie man plump und ahnungslos zwei Meister in der Kunst der Prosa mit einander verwechselte, Einen, dem die Worte zögernd und kalt herabtropfen, wie von der Decke einer feuchten Höhle – er rechnet auf ihren dumpfen Klang und Wiederklang – und einen Anderen, der seine Sprache wie einen biegsamen Degen handhabt und vom Arme bis zur Zehe hinab das gefährliche Glück der zitternden überscharfen Klinge fühlt, welche beissen, zischen, schneiden will.*] Die für den Schreibstil des ersten „Meisters“ bemühte Bildersprache hat ihren Anhalt in einer Erfahrungsrealität, der N. wohlbekannte Autoren eine zusätzliche Tiefendimension gegeben haben, indem sie die Höhlen-Konservierung paläolithischer Artefakte beschrieben: „es kommt die in vielen Fällen wichtige Eigenthümlichkeit der Höhlen hinzu, daß das [...] Wasser, indem es von oben durch ihre Wände dringt und an denselben verdunstet, seine festen Bestandtheile in Gestalt von Tropfsteinen ([...]) zurückläßt und so stei-/13/nerne Hüllen über alle Dinge legt, über die es in der Höhle wegfließt, oder auf die es beim Herabtropfen fällt. So sind oftmals die Culturreste aus einer älteren vorgeschichtlichen Periode unter einer Tropfsteindecke begraben worden“ (Ratzel 1874, 12 f., vgl. Vogt 1863, 2, 8 f.).

Renzi 1997a, 341 f. identifiziert den ersten der „zwei Meister“ mit Eugen Dühring, den zweiten mit N. selbst, und zwar unter Verweis auf die Schlusspassage in Paul Heinrich Widemanns *Erkennen und Sein*: „Und derselbe Grundtrieb entwickelt die Philosophie zur erzieherischen Weisheit und ‚Lebensfüh-

rung‘ und erzeugt den Typus des Weisen, welcher das Ziel des Werdens des menschlichen Charakters vorerkennt und die Lehre von den Mitteln und Wegen bildet, durch die es erreicht werden kann. Auf welche Weise die Philosophie sich zu einer solchen Lehre von der ‚Lebensführung nach Wirklichkeits-Idealen‘ zu erweitern hat, dieß hat uns Eugen Dühring in seinem ‚Ersatz der Religion durch Vollkommeneres‘ mit eben so besonnenem als weitschauendem Geiste gezeigt, während uns Friedrich Nietzsche in seinem tiefsinnigen Evangelium vom Übermenschen, Zarathustra, in dichterischer Einkleidung ein lebendiges Stück solcher Lebensführung und eine klassische Formulierung des höchsten Ideals alles menschlichen Strebens geboten hat.“ (Widemann 1885, 239) N. bezog sich – Renzi erwähnt das nicht, obwohl es seine These stützt – brieflich mindestens an drei Stellen auf dieses Ende von Widemanns Buch, zuerst am 29. 07. 1885 gegenüber Bernhard und Elisabeth Förster: „Ich sehe mit Trauer, daß sich noch Nichts, noch Niemand für mich ankündigt, der mir einen Theil meiner Arbeit abnähme. Scheinbar steht es hier, bei W(idemann) gerade anders: denn sein Buch endet vollkommen mit Zarathustra-Gedanken, und auf der letzten Seite erscheinen Dühring und ich in ganz großer Gala und Gloria. Es ist Schade, daß Ihr nicht die Seiten aufgeschnitten habt, wo von meinem ‚tiefsinnigen Evangelium‘ und ‚meiner klassischen Formulierung des höchsten Ideals menschlichen Strebens‘ geredet wird.“ (KSB 7/KGB III/3, Nr. 614, S. 71, Z. 29–38) Gegenüber Köselitz am 06. 12. 1885 verlautbarte N.: „Zuletzt ist mir noch niemals eine solche Verunglimpfung zu Theil geworden als durch seine Zusammenstellung der Namen ‚Dühring‘ und ‚Zarathustra‘: – an diesem Zeichen habe ich genug.“ (KSB 7/KGB III/3, Nr. 650, S. 120, Z. 42–45) Noch ein knappes Jahr später, Ende Oktober 1886 kam N. im Brief an einen unbekannten Adressaten erneut auf diese Passage zurück (KSB 7/KGB III/3, Nr. 771, S. 276, Z. 17–20). Der Schluss von Widemanns Buch galt N., der Dühring verabscheute und eigentlich bestenfalls in ironisierenden Anführungszeichen als „Meister in der Kunst der Prosa“ angesprochen hätte, schließlich als exemplarischer Fall einer Verwechslung und Verkennung. Die Verwechslung macht JGB 246 aber nicht an inhaltlichen, sondern an stilistischen Kriterien fest. N. selbst hatte den „philosophischen Grimassen-Schneider und Sumpfmolch E(u)gen D(ü)hring“ (NL 1885, KSA 11, 37[11], 586, 19 f., entspricht KGW IX 4, W I 6, 50) öfter wegen stilistischer Verfehlungen ins Visier genommen, so schon in der langen Dühring-Aufzeichnung NL 1875, KSA 8, 9[1], 131, 10–18: „Schlechter Stil, Mangel an Haltung und Höhe, verdorbne Manier der Kürze ([...]). In der Sprache ist etwas Unlogisches, doch keineswegs das Unlogische der enthusiastischen Reflexion, vielmehr eine Vereinigung von Unsauberkeit (Schlumperei), Nüchternheit und Mangel an Übung im Stil.“

Das Herabtropfen als Merkmal schlechten Stils macht N. bereits in UB I DS 11, KSA 1, 222, 3–7 geltend: „Das Uebergewicht nämlich bei dem, was der Deutsche jetzt jeden Tag liest, liegt ohne Zweifel auf Seiten der Zeitungen nebst dazu gehörigen Zeitschriften: deren Deutsch prägt sich, in dem unaufhörlichen Tropfenfall gleicher Wendungen und gleicher Wörter, seinem Ohre ein“. Darauf konnte NL 1885, KSA 11, 41[8], 682, 20 f. (entspricht KGW IX 4, W I 5, 18. 36–38) nur antworten: „Den deutschen Bildungs-Zuständen habe ich in jungen Jahren den Krieg erklärt und brav dabei meinen Degen geführt“. N. sah sich auch in EH UB 1, KSA 6, 316, 4 f. als Denker, dem es „Vergnügen macht, den Degen zu ziehn“; Biegsamkeit gehört zudem zum Profil des „vollkommenen Lesers“, vgl. NK KSA 6, 303, 25–28.

247.

JGB 247 treibt die mit der Ohrenmetaphorik in JGB 246 bereits anklingende Engführung von Sprachstil und Musik weiter, indem guter Stil im Rückgriff auf eine normativ verstandene Antike an Hörbarkeit und Hörbarmachung gebunden wird. Vgl. Renzi 1997a, 343–349, der zur Erläuterung auf UB IV WB, auf UB I DS, auf N.s Vorlesungen sowie auf FW 104 verweist.

190, 6–9 *Der antike Mensch las, wenn er las — es geschah selten genug — sich selbst etwas vor, und zwar mit lauter Stimme; man wunderte sich, wenn Jemand leise las und fragte sich insgeheim nach Gründen.*] Diese Verwunderung zeigte der junge Augustinus, als er Bischof Ambrosius von Mailand still lesend fand („eum legentem vidimus tacite“) – und fragte sich nach den Gründen dieser (für ihn) ungewohnten Praxis – ob Ambrosius damit nämlich störendem Dazwischenfragen habe vorbeugen wollen (Aurelius Augustinus: *Confessiones* VI 3). 1885 hat N. die *Confessiones* (wieder)gelesen, vgl. NK 12, 33 f.

190, 12–16 *Damals waren die Gesetze des Schrift-Stils die selben, wie die des Rede-Stils; und dessen Gesetze hiengen zum Theil von der erstaunlichen Ausbildung, den raffinierten Bedürfnissen des Ohrs und Kehlkopfs ab, zum andern Theil von der Stärke, Dauer und Macht der antiken Lunge.*] Das Problem des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit bei den Griechen hat N., wie Renzi 1997a, 345 f. im Einzelnen belegt, bereits als Philologe intensiv beschäftigt: „Die klass. Litt. der Griechen ist nicht mit Hinsicht auf den Leser entstanden: das ist ihr Eigenthümlichstes.“ (KGW II 5, 277, 24 f.) Man habe, so N. weiter in seiner Vorlesung *Geschichte der griechischen Literatur* (1875/76), die griechischen Kunstwerke verkannt: „man löste sie vom speziellen Anlaß, speziellen Publikum los u. nahm sie als ob sie für ein unbestimmtes Publik. verfaßt seien. 2. man trennte sie von den zugehörigen Künsten u. nahm sie als verfaßt für

Leser“ (KGW II 5, 280, 18–21). Gemäß N.s Vorlesung *Darstellung der antiken Rhetorik* ist die griechische Prosa ein Echo der gesprochenen, der „lauten Rede“ (KGW II 4, 425). Als die Griechen „eine Kunstprosa für Leser“ erfanden, war „gerade der Leser nur der sublimierte Hörer, der besonders scharf hörende, nichts überhörende, der langsam prüfende: vor seinen Ohren erklingt die Rede wirklich, es sind nicht nur Zeichen für Begriffe u. Belehrung: also so wie jetzt ein Musiker eine Partitur liest: ihm schwebt der ganz modificierte Klang vor, er beurtheilt mitunter ein Werk beim Lesen feiner als beim wirklichen Hören“ (KGW II 5, 280, 8–15). Man wird Renzi 1997a darin zustimmen, dass Stellen wie die angeführten aus den Basler Vorlesungen mit ihrer Priorisierung des gesprochenen und gehörten Wortes vor dem gelesenen Wort tatsächlich JGB 247 den Takt vorgeben.

190, 19–24 *Solche Perioden, wie sie bei Demosthenes, bei Cicero vorkommen, zwei Mal schwellend und zwei Mal absinkend und Alles innerhalb Eines Athemzugs: das sind Genüsse für antike Menschen, welche die Tugend daran, das Seltene und Schwierige im Vortrag einer solchen Periode, aus ihrer eignen Schulung zu schätzen wussten*] Sonderegger 1973, 11 demonstriert, wie N. selbst solche Perioden baut. Schon während seiner Basler Vorlesungstätigkeit hat sich N. insbesondere für die Lehre an Pädagogium und Universität intensiv mit dem athenischen Redner Demosthenes (384–322 v. Chr.) beschäftigt (vgl. z. B. KGW II/4, 513–515), den er nach NL 1874, KSA 7, 32[4], 755, 28 offenbar mit dem römischen Kollegen Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.) gemeinsam zu behandeln gedachte. Stattdessen aber parallelisierte er in UB IV WB 9, KSA 1, 495, 20 f. Demosthenes mit Wagner – eine Einschätzung, die er in NL 1878, KSA 8, 30[15], 525, 1–3 partiell zu revozieren schien: „Da ich Wagner mit Demosthenes verglichen habe, muß ich auch den Gegensatz hervorheben. Brougham bei Blass, 188, 196 — p. 173“. Die Notiz bezieht sich auf den Demosthenes-Band des monumentalen Werkes *Die attische Beredsamkeit* von N.s Bonner Kommilitonen Friedrich Wilhelm Blass (1843–1907), wo unter Rückgriff auf das Urteil von Lord Henry Peter Brougham Demosthenes „grosser Geist“, aber kein „Genie“ attestiert wird (Blass 1877, 188), zudem aber auch Natürlichkeit und Direktheit (vgl. ebd., 196–198), während ihm schon in der Antike die Fähigkeit zugesprochen wurde, starke Affekte hervorzurufen (vgl. ebd., 173). Eine Reihe weiterer Notate zu Demosthenes von 1878 nähren sich gleichfalls aus N.s Blass-Lektüre (vgl. KGW IV 4, 467). Wenn MA II WS 110, KSA 2, 600, 2–9 bei der Erörterung von „Schreibstil und Sprechstil“ im Blick auf die angebliche Notwendigkeit, beim Schreiben Ersatz zu finden „für Gebärden, Accente, Töne, Blicke“, die dem Redner zu Gebote stehen, behauptet, Demosthenes habe seine Reden anders gehalten, „als wir sie lesen; er hat sie zum Gelesenwerden erst überarbeitet“, wird freilich von Blass' Vorlage abgewichen.

Blass hat Demosthenes' „Grösse wesentlich“ an der „ausserordentliche[n] Sorgfalt der Ausarbeitung“ festmachen wollen (Blass 1877, 71): Demosthenes hätte seine Reden genau so vorher geschrieben und danach vorgetragen, wie sie schriftlich überliefert sind. Dafür hatte er, so Blass, auch eine geeignete Hörerschaft gehabt: „Und das athenische Volk war ein kunstsinnigeres Publikum als irgend ein anderes, und gewohnt, in den Versammlungen nicht bloss zu /73/ denken und zu berathen, sondern auch sich in Kunstgenuss zu weiden; dazu nicht nur von Natur geweckten und raschen Verstandes, sondern auch durch die beispiellose Uebung in so vielen Staats- und Gerichtsverhandlungen noch mehr geschickt gemacht, auch Schwieriges und Kurzes zu erfassen und zu würdigen.“ (Ebd., 72 f.) Genau diese Behauptung klingt in JGB 247 an, während die in MA II WS 110 noch behauptete Differenz zwischen Rede- und Schreibstil für die griechische Antike nun gerade negiert wird (190, 12 f.) – auch hier in Übereinstimmung mit Blass.

Wenn in 190, 19 f. Demosthenes und Cicero attestiert wird, sie hätten ihre Perioden, also die komplizierten Satzgefüge so konstruiert, dass sie aus „zwei Mal schwellend[en] und zwei Mal absinkend[en]“ Elementen bestehen, so bezieht sich dies auf die rhetorische Schultradition: „Glieder wie Perioden dürfen weder zu lang, noch zu kurz sein. Ueber vier Kola [sc. Glieder] darf die Rede nicht hinausgehen.“ (Volkmann 1872, 434) N. hatte das für seine Vorlesung über die antike Rhetorik von 1874 ganz einfach aus Richard Volkmanns *Rhetorik der Griechen und Römer* abgeschrieben, bezeichnenderweise die dort genannten, erst spätantiken Belegstellen für diese Schultradition unterschlagend: „Über 4 κῶλα darf die Periode nicht hinausgehen.“ (KGW II 4, 460, 13) Bei seinem Hauptgewährsmann zu Demosthenes hätte N. lernen können: „Bezüglich der Perioden- und Satzbildung ist vor allem zu berücksichtigen, dass Demosthenes gleichwie Isokrates den Begriff einer Periode nur in sehr unentwickelter Weise gehabt haben kann; von jenen späteren Theorien, wonach eine Periode höchstens vier Glieder enthält, müssen wir völlig absehen“ (Blass 1877, 124).

190, 32–191, 2 *In Deutschland aber gab es (bis auf die jüngste Zeit, wo eine Art Tribünen-Beredtsamkeit schüchtern und plump genug ihre jungen Schwingen regt) eigentlich nur Eine Gattung öffentlicher und ungefähr kunstmässiger Rede: das ist die von der Kanzel herab.*] Die These vom Pfarrhaus als Keimzelle der neueren deutschen Literatur – im Übrigen auch der deutschen Philosophie (vgl. z. B. NK KSA 6, 176, 13 f.) – ist später als heuristische Idee fester Bestandteil der germanistischen Literaturwissenschaft geworden (vgl. exemplarisch Schöne 1968). In NL 1885, KSA 11, 34[102], 454, 13–18 (entspricht KGW IX 1, N VII 1, 125, 36–42 u. 126, 1–10, dazu auch NK ÜK JGB 28) wird der Gedanke variiert: „Man gebe Acht darauf, ob das, was die Deutschen ihre Litteratur nen-

nen, nicht zum besten Theile auf Pfarrerssöhne zurückgeht. — Nun liegt in dieser Abkunft der deutschen Prosa von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß die feierlichen, würdevollen, l a n g s a m e n , gravitatischen Gattungen am besten gepflegt sind: daß es am Allegro oder gar am Presto fehlen wird.“

191, 8–13 *Das Meisterstück der deutschen Prosa ist deshalb billigerweise das Meisterstück ihres grössten Predigers: die Bibel war bisher das beste deutsche Buch. Gegen Luther's Bibel gehalten ist fast alles Übrige nur „Litteratur“ — ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hinein wuchs und wächst: wie es die Bibel gethan hat.*] Während N. sonst Luther und seiner Reformation als Erneuerung des eigentlich dem Untergang geweihten Christentums gegen die moralumwertende Renaissance ein schlechtes Zeugnis auszustellen pflegte (vgl. prominent AC 61, dazu NK KSA 6, 251, 12–26, ferner NK 66, 19–22), rückt das Ende von JGB 247 Luthers Bibelübersetzung – die erste Übersetzung des Neuen Testaments erschien 1522, die ganze Bibel erstmals 1534 – an die Spitze des literarischen Schaffens in Deutschland. Manche Stellen im Nachlass klingen sogar noch euphorischer: „Unser letztes Ereigniß ist immer noch Luther, unser einziges Buch immer noch die Bibel.“ (NL 1884, KSA 11, 25[162], 56, 14–16) Mit den protestantischen Gelehrten des 19. Jahrhunderts scheint N. die Auffassung geteilt zu haben, dass diese Übersetzung für die neuzeitliche deutsche Literatur von gewaltiger Prägekraft gewesen sei: „Luthers Sprache, die Bibel als Grundlage einer neuen poetischen Form.“ (NL 1885, KSA 11, 35[84], 548, 28 f., entspricht KGW IX 4, W I 3, 6, 22.) Indessen ist das Kompliment am Schluss von JGB 247 vergiftet, denn die vorangehenden Seiten waren ja bemüht, die intellektuelle und literarische Impotenz der Deutschen, ihr Unvermögen zu einer höheren, feineren und lebensfreudigeren Kultur in ein grelles Licht zu stellen. Jetzt ließe sich dieser Befund ableiten aus der initialen Infektion durch das Christentum, aus der durch Luther in das kulturelle Blut Deutschlands transsubstantiierten Bibel. N. hat, wie seine Lesespuren beweisen, durchaus auch die katholische Kritik an Luthers Übersetzung zur Kenntnis genommen (Janssen 1882, 62–64).

248.

Frühere Versionen dieses Abschnitts finden sich in KGW IX 5, W I 8, 283, 20–44 und KGW IX 2, N VII 2, 88. Geistiges Tun in Kategorien von Zeugung und Schwangerschaft zu kleiden, ist bei N. topisch, vgl. z. B. NK KSA 6, 284, 14–16 u. FW 72. JGB 248 erweitert die Vorstellung eines weiblichen, auf Empfangen, Brüten, Hüten und Hegen sowie eines männlichen, auf Eindringen, Befruchten, Abschweifen und Neuansetzen ausgerichteten Genies im Blick auf die

Volkscharaktere. Schank 2000, 66–68 stellt (auf der Materialgrundlage von Poliakov 1979, 259 f. u. ö.) heraus, dass die Sortierung von Völkern nach dem binären Schema männlich/weiblich im 18. und 19. Jahrhundert weit verbreitet war, betont aber, dass JGB 248 das gegenseitige Angewiesensein des weiblichen und des männlichen Elements demonstrieren wolle. Demgegenüber wurde, kann man ergänzen, das Verdikt „Verweiblichung“ oft als politischer Kampfbegriff gegen gegnerische Völker eingesetzt (vgl. schon Gaius Iulius Caesar: *Commentarii de bello Gallico* I 1, 3, zitiert in NK 52, 6). Schank weist insbesondere auf die zehnbändige *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit* (1843–1852) von Gustav Friedrich Klemm hin, der die Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen, aktiven und passiven Völkern zum historiographischen Prinzip erhoben hatte und ebenfalls von der Notwendigkeit der Verschmelzung beider unterschiedlicher Volksarten ausgegangen war. Allerdings merkt Schank an, dass sich kein Beleg dafür finden lasse, dass N. Klemms monumentales Werk gelesen habe – ein Befund, an dem bislang auch der Umstand nichts ändert, dass KGW VII 4/1, 187 für NL 1883, KSA 10, 8[1], 325, 1 f. behauptet, dies sei ein „Exzerpt“ aus Klemm 1843–1852, 4, 370: Die fragliche Information über die „Tonga-Insulaner“, die ihren kleinen Finger zu opfern pflegen, konnte N. auch anderen Quellen entnommen haben, so z. B. Spencer (Fornari 2009, 159 f., Fn. 175) oder Wuttke 1852, 1, 141.

Die Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen Völkern kolonisierte im 19. Jahrhundert auch das politische Feld; so hielt Bismarck im Kontext des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 die mit den Germanen gleichgesetzten Deutschen für ein männliches Volk, die Kelten, die Slaven (an anderer Stelle auch die Juden) für weibliche Völker, wobei er die klare Dominanz des männlichen Parts einforderte (vgl. Odenwald-Varga 2009, 286 u. 412): „Die deutsche, die germanische Race“, sagte er, „ist, so zu sagen, das männliche Prinzip, das durch Europa geht – befruchtend. Die keltischen und slavischen Völker sind weiblichen Geschlechts. Jenes Prinzip geht vor bis an die Nordsee und durch bis nach England hinüber.“ (Busch 1878–1879, 2, 310) N. kannte die Quelle, die von Moritz Busch aufgezeichneten „Tischgespräche“ Bismarcks sehr wohl, bildeten sie doch einen Gesprächsgegenstand zwischen ihm und Overbeck (vgl. Overbecks Brief an N. vom 27. 08. 1879, KGB II 6/2, Nr. 1222, S. 1153, Z. 30–35). Auch in einer Vorarbeit zu JGB 252 nahm er einen Ausspruch daraus auf, siehe NK 194, 30–195, 1.

JGB 248 ordnet gegen den Mainstream das vermeintlich exemplarische Kulturvolk der Griechen trotz seiner kulturexpansiven Kraft den weiblichen Völkern zu, ebenso die (aus deutscher Sicht traditionell für effeminiert gehaltenen) Franzosen, während die Juden die männlichen Völker anführen. Aber die auch bei Bismarck ausgeprägte Herrsucht der männlichen Völker bleibt beste-

hen (vgl. 191, 27 f.), obwohl letztlich offen bleibt, wie die national-geschlechtlichen Machtkämpfe jeweils ausgehen werden.

191, 18 f. *Weibsp[ro]blem der Schwangerschaft*] Die Möglichkeit der Schwangerschaft, die dem Mann versagt bleibt, beschäftigte N. nachhaltig; vgl. etwa die prominente Za-Stelle: „Alles am Weibe ist ein Räthsel, und Alles am Weibe hat Eine Lösung: sie heisst Schwangerschaft. / Der Mann ist für das Weib ein Mittel: der Zweck ist immer das Kind.“ (Za I Von alten und jungen Weiblein, KSA 4, KSA 4, 84, 22–85, 2, vgl. auch NK KSA 6, 306, 20–23.) Dennoch pflegte N. zur Entstehungszeit von JGB Schwangerschaft auch metaphorisch auf den männlichen Denker zu übertragen, vgl. z. B. NL 1884, KSA 11, 26[286], 226 (korrigiert KGW VII 4/2, 168) u. NK KSA 6, 336, 2–6. Zum Motiv der Schwangerschaft in N.s Denken siehe z. B. Skowron 2012, 232–237.

191, 28 f. *folglich „von Gottes Gnaden“*] In KGW IX 6, W II 2, 70, 19 kannte N. sogar einen „Hanswurst von Gottes Gnaden“. Die ins Mittelalter zurückreichende Vorstellung einer Herrschaft *Dei gratia*, „von Gottes Gnaden“ wurde auch noch vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. (nach dem N. seine Vornamen erhalten hat) reaktiviert, als er die ihm 1849 von der Paulskirchenversammlung angetragene deutsche Kaiserkrone ablehnte. Im Blick auf die deutsche Kleinstaatserei während des Preußisch-Österreichischen Krieges hat N. bereits in einem Brief an Mutter und Schwester von Anfang Juli 1866 deutlich erklärt, was er von der voraufklärerischen Herrschaftslegitimation durch Gottesgnadentum halte: nämlich nichts (KSB 2/KGB I/2, Nr. 509, S. 135, Z. 23–30).

249.

Die Keimzelle des Abschnitts steht in NL 1884, KSA 11, 26[252], 216, 7: „Jedes Volk hat seine eigene Tartüfferie“. Zu N.s Vorliebe für den Begriff der Tartüfferie als Synonym für Heuchelei siehe NK 19, 14 f.

192, 3 f. *kann man nicht kennen*] Im Druckmanuskript hieß es noch: „darf man nicht kennen“ (KSA 14, 370).

250.

Eine frühere, von N. durchgestrichene Version in KGW IX 5, W I 8, 287, 2–24 lautet: „Was Europa den Juden verdankt? – Vielerlei, Gutes und 'Schlimmes' Böses, und vor Allem Eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den großen Stil in der Moral, die Furchtbarkeit und Majestät unendlicher Forderungen

gen, unendlicher Bedeutungen, die ganze Romantik und Erhabenheit der moralischen Fragezeichen 'würdigkeiten' – und folglich 'gerade' vielleicht den anziehendsten 'verfänglichsten und ausgesuchtesten Theil' Far- 'jener Far'ben-spiele und 'Verführungen zum Leben', in welchen [deren Nachschimmer] heute der Himmel unsrer europäischen Cultur, ihr Abend-Himmel – glüht, und '– vielleicht' verglüht. Wir Artisten unter den Zuschauern und Philosophen sind 'dafür' ihnen 'den Juden' dankbar 'dafür'. – – Es war ein Gefühl jüdischer Herkunft, das über den Tiefen des Schopenhauerschen Denkens gebreitet lag, es war ein gründlich jüdischer Fluch, den er einstmals gegen uns Immoralisten schleuderte – Er hat damit Unrecht: aber wir sind ihm dankbar dafür – –. Gemeint ist Schopenhauers von N. gerne bemühtes, noch die Titelgebung von AC inspirierendes Verdikt gegen denjenigen, „der die Welt der moralischen Bedeutsamkeit entkleidet“ (NL 1885, KSA 11, 39[15], 626, 7 f., entspricht KGW IX 2, N VII 2, 179, 22–24) aus den *Parerga und Paralipomena* (II 8: Zur Ethik. § 110): „Daß die Welt bloß eine physische, keine moralische, Bedeutung habe, ist der grösste, der verderblichste, der fundamentale Irrthum, die eigentliche Perversität der Gesinnung, und ist wohl im Grunde auch Das, was der Glaube als den Antichrist personificirt hat“ (Schopenhauer 1873–1874, 6, 215. In N.s Ausgabe mit Eselsohr markiert). Um das Judentum oder die jüdische Herkunft des moralischen Universalismus von unerfüllbaren, erhabenen Forderungen geht es bei Schopenhauer an dieser Stelle nicht; der Schlenker zu Schopenhauer bricht überdies das Allgemeinheits- und Erhabenheitsniveau, das KGW IX 5, WI 8, 287, 2–24 sonst auszeichnet, und steigt in die Niederungen der Einzelfälle hinab. Das könnte ein Mittel sein, den Allgemeinheits- und Erhabensheitsanspruch der jüdischen Moral zu konterkarieren, droht aber den Spannungsbogen abbrechen zu lassen. Jedenfalls entschloss N. sich zur Streichung.

In seiner *Antisemitischen Correspondenz* publizierte Theodor Fritsch 1887 eine giftige Invektive gegen N.s angeblichen Philosemitismus (*Der Antisemitismus im Spiegel eines „Zukunfts-Philosophen“*), bei der er JGB 250 zitiert und mit den Worten einführt: „Dem Juden fehlt eben das beste Teil zum Menschen. Was Wunder, wenn ein philosophischer Seicht-Fischer wie Herr Nietzsche, dessen Netz nicht zu den Perlen der Wahrheit auf den Grund hinabreicht, die Verstandes-Schaumblasen der modernen Erfolgs-Affen auffischte und die Goldfische der Schacher-Börse für das wahre Gold der tiefsten Weisheit hinnahm. Was Wunder, meine ich, wenn solch ein Philosoph seinen Narren am Juden fraß.“ (KGB III 7/3, 2, 942 f.) Auch N.s Mutter nahm Anstoß an diesen vermeintlich so judenfreundlichen Äußerungen ihres Sohnes und der öffentlichen Reaktion darauf, wie sie in ihrem Brief vom 05. 12. 1887 ihm gegenüber bekundete: „Ob es richtig oder unrichtig ist, ich kann nichts Ungleiches über Dich hören, es verdirbt mir auf Wochen das Leben und warum? Aendern kann ich es doch

nicht, daß mein alter Sohn so gegen den Strom schwimmt. Nach meinem Dafürhalten war das Loblied auf d(ie) J(uden) singen, denen jetzt alt und jung hoch und niedrig wie ein Mann entgegensteht, überflüssig besonders da es Dir mehr schaden als nützen kann, es ist aber geschehen und Du mußt doch Deine Gründe haben warum es geschehen ist. Lieschen und Bernhard [sc. Elisabeth und Bernhard Förster] ist es gewiß unangenehm, doch sie haben jetzt einen anderen Wirkungskreis.“ (KGB III 6, Nr. 503, S. 126, Z. 30–40) Dafür wird JGB 250 (wie z. B. JGB 52) im *Antisemiten-Hammer* als Zeugnis gegen den zeitgenössischen Antisemitismus vorgetragen (Schrattenholz 1894, 434). Zur Interpretation von JGB 250 siehe z. B. Simon 1998, 115–120 u. Born/Pichler 2013, 38 f.

192, 6–11 *Was Europa den Juden verdankt? – Vielerlei, Gutes und Schlimmes, und vor allem Eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den grossen Stil in der Moral, die Furchtbarkeit und Majestät unendlicher Forderungen, unendlicher Bedeutungen, die ganze Romantik und Erhabenheit der moralischen Fragwürdigkeiten*] In JGB 195 erscheinen die Juden demgegenüber noch als jene Umwerter der Moral, die eine sklavische Umkehrung der einst herrschenden, aristokratischen Werte zuwege gebracht haben. Die dortigen Überlegungen stehen unter dem Vorzeichen der Renan-Lektüre, vgl. NK 116, 29–117, 9. Wenn JGB 250 die Juden als die Erfinder „unendlicher Forderungen“ im Felde der Moral darstellt, erinnert das an die N. aus seiner religiösen Sozialisierung wohlbekannte lutherische Lehre von der Unerfüllbarkeit des Gesetzes, das den Menschen wiederum auf die notwendige göttliche Gnade zurückverweist. Diese Unerfüllbarkeit wurde, so die historische Tiefenschichtanalyse in JGB 250, durch den prinzipiell unendlichen, den Menschen in jeder Hinsicht überfordernden Anspruch der jüdischen Moral erzeugt (gedacht ist hier vermutlich weniger an den Dekalog als vielmehr an die Propheten, die schon in JGB 195 angelehnt an Renan die Referenzfiguren verkörperten). Freilich unterbleiben alle Hinweise darauf, wo genau dieser „grosse Stil in der Moral, die Furchtbarkeit und Majestät unendlicher Forderungen“ konkret historisch greifbar sein sollen. JGB 52 hatte den „grossen Stil“ schon dem Alten Testament, seinen „Menschen, Dinge[n] und Reden“ (72, 3) zuerkannt, vgl. NK 72, 2–7.

192, 13 *Verführungen zum Leben*] Während nach Luthers Lehre vom göttlichen Gesetz dessen prinzipielle Unerfüllbarkeit den Menschen zur Gnade Christi hinführen soll, bieten dessen Unerfüllbarkeit und Erhabenheit in JGB 250 den pikanten Reiz, das irdische Leben erst recht und bis zur Neige auszukosten, könne man dem moralischen Gesetz doch ohnehin nicht Genüge tun. Diese nicht intendierte Wirkung der „unendlichen“ moralischen „Forderungen“ kann dann selbst jene Beobachter milde stimmen, die sich von der herkömmlichen Moral (und insbesondere von der herkömmlichen Moral im Erhabenheits-

modus) längst distanziert haben: „Wir Artisten unter den Zuschauern und Philosophen sind dafür den Juden — dankbar“ (192, 15 f.).

251.

Eine frühere Fassung findet sich in KGW IX 4, W I 5, 8, 22–44 u. 6, 2–48 u. 4, 2–14. Dieser Text beginnt mit dem Passus, der in JGB 251, KSA 5, 193, 4 einsetzt. Inhaltlich markante Abweichungen sind im Stellenkommentar dokumentiert. 192, 18–193, 4 ist als Vorspann also erst nachträglich hinzugefügt worden, um das über die Juden und den Antisemitismus Gesagte als „Beispiel“ für „ein erstes Zeichen der politischen Infektion“ (193, 3) des sprechenden Ich gleichzeitig zu distanzieren und interessant zu machen. Eine weitere Version, an derselben Stelle einsetzend, gibt es in KGW IX 4, W I 4, 4, 2–48 u. 5, 8–34. Schließlich finden die Überlegungen ihre Fortsetzung in KGW IX 4, W I 5, 4, 26–48 (= NL 1885, KSA 11, 41[13], 688, 9–25). Zur Interpretation von JGB 251 vgl. z. B. Brobjer 2008c, 212 f.

Biographisch ist zu der in JGB 251 deutlich markierten Abkehr vom landläufigen Antisemitismus zu vermerken, dass N.s Verleger Ernst Schmeitzner Antisemitisches verlegt („Antisemiten-Loch“ hatte N. Anfang Dezember 1885 an Overbeck, KSB 7/KGB III/3, Nr. 649, S. 117, Z. 50 Schmeitzners Verlag genannt), überdies womöglich N.s Ersparnisse in antisemitische Projekte investiert und verloren hatte (vgl. Schaberg 2002, 154). Erst langwierige juristische Auseinandersetzungen verhalfen N. dann zu einer Rückerstattung.

192, 26 *Sybel*] Der Historiker Heinrich von Sybel (1817–1895), Leiter der preußischen Staatsarchive, Begründer der *Historischen Zeitschrift* und Legitimater des modernen Deutschen Kaiserreichs mit den Mitteln der Mediävistik. In Bonn hat N. zu Beginn seines Studiums bei Sybel eine Vorlesung „über Politik“ besucht (N. an Franziska und Elisabeth Nietzsche, 10./17. 11. 1864, KSB 2/KGB I/2, Nr. 451, S. 18, Z. 24–29).

192, 26 *Treitschke*] Diese Schreibweise für den Historiker und preußischen Hofhistoriographen Heinrich von Treitschke, die an diejenige von N.s eigenem Namen erinnert, ist auch in N.s Handexemplar falsch und unkorrigiert (Nietzsche 1886, 210). Vgl. NK 184, 20 f., zu Treitschkes antisemitischen Tendenzen NK 193, 19–23.

192, 28–193, 4 *Möge man mir verzeihn, dass auch ich, bei einem kurzen gewagten Aufenthalt auf sehr inficirtem Gebiete, nicht völlig von der Krankheit verschont blieb und mir, wie alle Welt, bereits Gedanken über Dinge zu machen anfieng, die mich nichts angehn: erstes Zeichen der politischen Infektion. Zum*

Beispiel über die Juden: man höre. –] Diese selbstkritische Äußerung lässt sich auf N.s früheres Engagement für die Sache Wagners und für eine Erneuerung der deutschen Kultur im Geiste Bayreuths beziehen, das auch von Antisemitismus nicht frei war (vgl. z. B. NK KSA 1, 68, 34–69, 8). Jedoch zeigt die Genese des Abschnitts (vgl. oben NK ÜK JGB 251), dass N. weniger seine Vergangenheit als vielmehr das interessierte, was im Drucktext von 193, 4 an folgt – Überlegungen, die er beim Wiederlesen in W I 4 und W I 5 dann offensichtlich als tagespolitisch infiziert betrachtete.

193, 6–9 *von Seiten aller Vorsichtigen und Politischen sein mag, so richtet sich doch auch diese Vorsicht und Politik nicht etwa gegen die Gattung des Gefühls selber]* In KGW IX 4, W I 5, 8, 24–28 hieß es stattdessen ursprünglich: „von Seiten aller Besonnenen sein mag, so richtet sich doch auch diese Besonnenheit nicht etwa gegen die Gattung des Gefühls selber“.

193, 10 f. *abgeschmackten und schandbaren Ausdruck]* In KGW IX 4, W I 5, 8, 30 hieß es stattdessen ursprünglich „abgeschmackten und agitatorischen Ausdruck“.

193, 19–23 *„Keine neuen Juden mehr hinein lassen! Und namentlich nach dem Osten (auch nach Östreich) zu die Thore zusperren!“ also gebietet der Instinkt eines Volkes, dessen Art noch schwach und unbestimmt ist, so dass sie leicht verwischt, leicht durch eine stärkere Rasse ausgelöscht werden könnte.]* Die Angst vor den Juden, die aus Osteuropa ungehindert nach Deutschland eindringen, ist ein bestimmendes Motiv in den antisemitischen Bekundungen der Zeit. Berühmt und berüchtigt geworden sind Heinrich von Treitschkes einschlägige Äußerungen in seinem Aufsatz *Unsere Aussichten* von 1879 (vgl. NK KSA 6, 358, 33–359, 3): „Die Zahl der Juden in Westeuropa [sc. in Frankreich und Großbritannien] ist so gering, daß sie einen fühlbaren Einfluß auf die Gesittung nicht ausüben können; über unsere Ostgrenze aber dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen /573/ beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volksthum mit dem unseren verschmelzen können.“ (Treitschke 1879b, 572 f.) Im Weiteren folgte Treitschke einer Argumentationslinie, die JGB 251 ebenfalls aufnimmt, nämlich derjenigen einer angeblichen Schwäche des noch ungefestigten deutschen Volkes gegenüber den starken Juden: „Was die Juden in Frankreich und England zu einem unschädlichen und vielfachen wohlthätigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gemacht hat, das ist im Grunde doch die Energie des Nationalstolzes und die festgewurzelte nationale Sitte dieser beiden alten Culturvölker. Unsere Gesittung ist jung; uns fehlt noch in unserem

ganzen Sein der nationale Stil, der instinctive Stolz, die durchgebildete Eigenart, darum waren wir so lange wehrlos gegen fremdes Wesen. Jedoch wir sind im Begriff uns jene Güter zu erwerben und wir können nur wünschen, daß unsere Juden die Wandlung, die sich im deutschen Leben als eine nothwendige Folge der Entstehung des deutschen Staates vollzieht, rechtzeitig erkennen“ (ebd., 575).

193, 31–33 *wie das russische Reich seine Eroberungen macht, – als ein Reich, das Zeit hat und nicht von Gestern ist]* Vgl. NK 139, 25–30; NK 139, 30–32 u. NK 140, 2–11.

194, 5–7 *mehr eine res facta als nata ist (ja mitunter einer res ficta et picta zum Verwechseln ähnlich sieht –)]* Die lateinischen Wendungen bedeuten: „res facta“ = „gemachte Sache“, (res) „nata“ = „geborene“ (Sache), „res ficta et picta“ = „erfundene und gemalte Sache“.

194, 9 *aere perennius]* Bei Horaz: *Carmina* III 30, 1 f. heißt es „Exegi monumentum aere perennius / regalique situ pyramidum altius“ („Ich habe ein Denkmal errichtet, beständiger als Erz / höher als der königliche Sitz der Pyramiden“). Horaz' lyrisches Ich meint damit sein dichterisches Werk, das alle Veränderungen überdauere. N. liebte die Kurzform, „beständiger als Erz“, vgl. z. B. NK KSA 6, 154, 21.

194, 11–16 *Dass die Juden, wenn sie wollten – oder, wenn man sie dazu zwänge, wie es die Antisemiten zu wollen scheinen –, jetzt schon das Übergewicht, ja ganz wörtlich die Herrschaft über Europa haben könnten, steht fest; dass sie nicht darauf hin arbeiten und Pläne machen, ebenfalls.]* Damit wird ein Leitideologem des zeitgenössischen politischen Antisemitismus unterlaufen, nämlich das einer jüdischen Weltverschwörung, deren Agitatoren darauf sännen, die Herrschaft an sich zu reißen. Die ironische Replik auf dieses Ideologem besagt, dass es für die Juden letztlich ein Kinderspiel wäre, diese Herrschaft an sich zu reißen, sie es aber gar nicht wollten.

194, 20 *dem Nomadenleben, dem „ewigen Juden“ ein Ziel zu setzen]* Die den Juden seit der Vertreibung aus dem Heiligen Land in römischer Zeit auferlegte nomadische Existenz – zum mythologischen Motiv des wegen seiner Verspottung des leidenden Christus zu ewiger Wanderschaft verurteilten „ewigen Juden“ (Ahasver) siehe NK KSA 6, 17, 4–6 u. NK KSA 6, 17, 6–8 – wird nach JGB 242 (sowie MA I 475, KSA 2, 309 f.) von den gleichfalls unstet werdenden, zeitgenössischen Europäern quasi reproduziert, ohne dass dort „ein Ziel“, eine erneute Anbindung an die Scholle, erkennbar wäre, vgl. NK 182, 15–27.

194, 23–25 *wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen]* N.s Schwager, der umtriebige antisemiti-

sche Agitator und Gymnasiallehrer Bernhard Förster (1843–1889) wurde 1881 aus dem Schuldienst entlassen, weil er ein Handgelenk mit einem jüdischen Fabrikanten provoziert hatte. In Folge dieser von der rechten Presse ausgeschlachteten, sogenannten Kantorowicz-Affäre wurde Förster zwar nicht des Landes verwiesen, aber er wanderte 1886 gemeinsam mit seiner Frau Elisabeth, N.s Schwester, nach Paraguay aus.

194, 26 *ungefähr so wie der englische Adel es thut*] In KGW IX 4, W I 5, 6, 46–48 stand zuerst stattdessen: „Und nicht etwa ‚mit offenen Armen‘! Nicht, um nach Schwärmer=Art heute ‚Brüderschaft zu trinken‘ und morgen sich ‚bereits‘ blutig zu kratzen!“

194, 30–195, 1 *es wäre von vielfachem Interesse, zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens – in Beidem ist das bezeichnete Land heute klassisch – das Genie des Geldes und der Geduld (und vor allem etwas Geist und Geistigkeit, woran es reichlich an der bezeichneten Stelle fehlt –) hinzuthun, hinzuzüchten liesse*] In KGW IX 4, W I 5, 4, 6–10 heißt es stattdessen ursprünglich: „und ich freue mich, in Bezug auf ein hier anzuempfehlendes Recept (‚christliche Hengste, jüdische Stuten‘) mit einem berühmten Pferdekennner übereinzustimmen“. Gemeint ist Otto von Bismarck, der am 10. Januar 1871 bei einem Tischgespräch gesagt haben soll: „Ja“, fuhr der Minister fort, „ich bin doch der Meinung, dass sie [sc. die Juden] durch Kreuzung verbessert werden müssen“. – „Die Resultate sind nicht übel“. Er nannte einige adelige Häuser und bemerkte: „alles ganz gescheidte, nette Leute“. Dann fügte er nach einigem Nachdenken und mit Auslassung eines Zwischengedankens, der wahrscheinlich auf die Verheirathung vornehmer Christentöchter, deutscher Baronessen, mit reichen oder talentvollen Jsraeliten ging, hinzu: „Uebrigens ist es wohl umgekehrt besser – wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt. Das Geld muss wieder in Umlauf kommen, und es giebt auch keine üble Race. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal rathen werde.“ (Busch 1878–1879, 2, 218. Zu N.s Bekanntschaft mit Buschs *Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich* siehe auch NK ÜK JGB 248.) Diese Äußerungen Bismarcks haben ihm die Antisemiten seiner Zeit sehr übel genommen. Elisabeth Förster-Nietzsche hat in den von ihr verantworteten JGB-Ausgaben „Geist und“ (194, 33) gestrichen: „Erklärbar ist dies wohl nur, wenn man sich des auf diesen Aspekt gerichteten Spotts von Fritsch erinnert (KGB III 7/3, 951)“ (Niemeyer 2009, 347). Niemeyer 2009, 347 f. bietet eine genaue Analyse dieses gezielten Texteingriffs.

195, 1–5 *Doch hier ziemt es sich, meine heitere Deutschthümelei und Festrede abzubrechen: denn ich rühre bereits an meinen Ernst, an das „europäische Problem“, wie ich es verstehe, an die Züchtung einer neuen über Europa regieren-*

den Kaste.] In KGW IX 4, W I 5, 4, 10–14 heißt es stattdessen: „Doch an dieser Stelle ziemt sich 'es meine Antisemiterei' abzubrechen, denn ich rühre 'bereits an meinen Ernst, an das eigentliche' ~~mein-ernstestes~~ 'europäische Problem': die Züchtung einer 'wie ich es verstehe: das heißt: wie züchtet man eine' neuen regierenden Kaste.“

252.

Es mag überraschen, wie sehr sich dieser Abschnitt die Vorurteile der deutschen Zeitgenossen gegenüber dem ‚perfiden Albion‘ zueigen macht und insbesondere die britische Philosophie abwertet, um sich stattdessen im Brustton der Überzeugung deutscher Philosophieverwaltungswissenschaftler, die sich als Statthalter von Kant (195, 11), Schelling (195, 12) „Hegel und Schopenhauer“ (195, 14) fühlen, über die mangelnde „Tiefe“ (195, 24) und „Macht der Geistigkeit“ (195, 23) bei den Engländern zu beklagen. Dass ausgerechnet die bei N. sonst so übel beleumundeten deutschen Idealisten, deren christliche Infektion oft gegeißelt wird, als vertrauenswürdige Zeugen gegen „diese Engländer“ (195, 7) herhalten sollen, mutet sonderbar an, zumal sich (im Unterschied zu den unten genannten Vorarbeiten) unter den hier aufgezählten Denkern gerade nicht die Hauptvertreter einer allenfalls für typisch englisch geltenden Nützlichkeitsphilosophie, nämlich Jeremy Bentham und John Stuart Mill befinden (erst JGB 253 kommt auf Mill sowie auf Charles Darwin und Herbert Spencer zu sprechen). Die Genannten waren als experimentelle, empiristisch-induktivistische und skeptische Philosophen N. durchaus näher, als ihm lieb sein konnte.

Vorarbeiten liefern KGW IX 1, N VII 1, 88, 18–38 u. 126, 30–44 sowie KGW IX 4, W I 6, 64, 2–38 u. 65, 10–44 u. 67, 1–16. Zur Interpretation von JGB 252 vgl. auch Schank 2000, 125–127; zu N.s sekundärliterarisch erworbenen Kenntnissen der britischen Philosophie siehe Brobjer 2008a, 34–43.

195, 7f. *Bacon bedeutet einen Angriff auf den philosophischen Geist überhaupt*] Der empiristische Philosoph Francis Bacon (1561–1626) fand in N.s Werken sonst wenig Beachtung, wird aber in EH Warum ich so klug bin 4 immerhin mit Shakespeare identifiziert und als dort „erste[r] Realist[.] in jedem grossen Sinn des Wortes“ gewürdigt, vgl. NK KSA 6, 287, 1–26; zu N.s Bacon-Kenntnissen Brobjer 2008a, 44 f.

195, 9–13 *Hobbes, Hume und Locke eine Erniedrigung und Werth-Minderung des Begriffs „Philosoph“ für mehr als ein Jahrhundert. Gegen Hume erhob und hob sich Kant; Locke war es, von dem Schelling sagen durfte: „je méprise Locke“*] Den Wegbereitern des englischen Empirismus Thomas Hobbes (1588–1679),

John Locke (1632–1704) und David Hume (1711–1776) hat N. wenig eigenständige Textstudien gewidmet; Hobbes kommt nur an drei Stellen überhaupt vor (vgl. Brobjer 2008a, 45–48; kein Werk von Hobbes ist in N.s Bibliothek erhalten, vgl. auch NK 236, 19–26), Locke an sechs (vgl. NK 35, 7 f. u. Brobjer 2008a, 48–52; in N.s Bibliothek: *Einige Gedanken über Erziehung*), Hume an immerhin sechzehn Stellen (vgl. Brobjer 2008a, 53–58; in N.s Bibliothek: *Gespräche über natürliche Religion*). Kants Erhebung gegen Hume wird bei N. sonst nicht als gelungene Überwindung der vom schottischen Skeptiker eingebrachten Vorbehalte anerkannt (vgl. NK 24, 13–26).

Das Schelling zugeschriebene Diktum ist in Schillers Brief an Goethe vom 30. 11. 1803 überliefert, wo es heißt: „Wir würden nicht so leicht damit [sc. mit der „französischen Volubilität“ der Madame de Staël] fertig werden wie Schelling mit Camille Jourdan der ihm mit Locke angezogen kam – Je méprise Locke, sagte Schelling, und so verstummte dann freilich der Gegner.“ (Schiller/Goethe 1870, 2, 405). Lampl 1993, 295 f. meint, das Schelling-Diktum beweise eine direkte Übernahme aus Otto Liebmanns *Kant und die Epigonen*, wo es heißt, Schelling habe „in einer philosophischen Unterhaltung mit Victor Cousin“ geäußert: „Je méprise Locke“ (Liebmann 1865, 90). Freilich könnte N. den Ausdruck genauso gut in Schillers Brief gefunden haben; sein Exemplar von Liebmanns *Kant und die Epigonen* weist jedenfalls keine Lesespuren auf. Zu N. und Schelling vgl. z. B. NK 25, 10–17 u. NK KSA 6, 361, 1–5.

195, 18–24 *Woran es in England fehlt und immer gefehlt hat, das wusste jener Halb-Schauspieler und Rhetor gut genug, der abgeschmackte Wirrkopf Carlyle, welcher es unter leidenschaftlichen Fratzen zu verbergen suchte, was er von sich selbst wusste: nämlich woran es in Carlyle fehlte — an eigentlicher Macht der Geistigkeit, an eigentlicher Tiefe des geistigen Blicks, kurz, an Philosophie.*] Der Gedankengang insinuiert, dass sich der schottische Essayist und Historiker Thomas Carlyle (1795–1881) gerade wegen des vermeintlichen Mangels an philosophischer Tiefe in Großbritannien intensiv dem deutschen Geistesleben zugewandt habe, von seinen englischen Übersetzungen deutscher klassischer und romantischer Texte, seinen Kontakten mit Goethe über seine Schiller-Biographie und den *Sartor Resartus* bis hin zu dem umfangreichen Werk zu Friedrich II. von Preußen. N. sollte seine Fundamentalkritik an Carlyle ausführlich in GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 12, KSA 6, 119 formulieren. Er scheint Carlyle als starken Konkurrenten im Kampf um kulturelle Deutungsmacht und kulturelle Erneuerung empfunden zu haben; jedenfalls ließ er keine Gelegenheit verstreichen, ihn zu diffamieren.

195, 27–196, 5 *Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und brutaler als der Deutsche — ist eben deshalb, als der Gemeinere von Beiden, auch fröm-*

mer als der Deutsche: er hat das Christenthum eben noch nöthiger. Für feinere Nüstern hat selbst dieses englische Christenthum noch einen ächt englischen Nebengeruch von Spleen und alkoholischer Ausschweifung, gegen welche es aus guten Gründen als Heilmittel gebraucht wird, – das feinere Gift nämlich gegen das gröbere: eine feinere Vergiftung ist in der That bei plumpen Völkern schon ein Fortschritt, eine Stufe zur Vergeistigung.] In der Aufzeichnung KGW IX 1, N VII 1, 126, 30–44 (hier in der ersten, unkorrigierten Fassung) kommt in diesem Zusammenhang Carlyle erneut ins Spiel: „Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und ‚gemeiner‘ als der Deutsche – folglich frömmer! Er hat das Christenthum nöthiger. All ihr Christenthum selbst noch in seinem litterarischen Nachklange Carlyle, riecht etwas nach [Taktlosigkeit] Spleen und alkoholischer Ausschweifung: mit gutem Grunde als Gegengift gegen Beides“ (vgl. KGW IX 4, W I 6, 65, 10–24).

196, 9f. *ehemals unter der Gewalt des Methodismus*] Seine Kenntnis der von den beiden anglikanischen Theologen John (1703–1791) und Charles Wesley (1707–1788) begründeten, protestantischen Frömmigkeitsbewegung des Methodismus – mit strenger Lebensreglementierung und Erwecklichkeit im praktisch-religiösen Vordergrund – schöpfte N. vornehmlich aus William Edward Hartpole Leckys *Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus* (1880). Das gilt auch für die Schilderung der trostlosen moralisch-religiösen Zustände in England vor dieser Erneuerung, die für die Ausführungen zur Christentumsbedürftigkeit der Engländer in JGB 252 Pate gestanden haben mag.

196, 10f. *neuerdings wieder als „Heilsarmee“ moralisch grunzen lernt*] Vgl. NK 68, 23–28.

196, 11 *Busskrampf*] Vgl. NK KSA 6, 374, 10–12.

196, 18–21 *Man höre ihn sprechen; man sehe die schönsten Engländerinnen gehn – es giebt in keinem Lande der Erde schönere Tauben und Schwäne, – endlich: man höre sie singen! Aber ich verlange zu viel.....*] In der ersten, noch nicht überarbeiteten Fassung von KGW IX 4, W I 6, 65, 44 u. 67, 2–16 heißt es: „Taktlosigkeit in diesem Sinne: – darin sind sich heute Englands beste Schriftsteller und Parlamentsredner gleich. Der genannte Carlyle zum Beispiel, einer ihrer Reichsten, wenn vom Reichthum der Seele geredet wird, bewegt sich doch wie ein Bauer und Tölpel, auch wenn er begeistert und aus voller Brust redet – um hier die gänzlich musiklosen, öden Blech-Seelen aus dem Spiele zu lassen wie John Stuart Mill oder Herbert Spencer, welche sich in der That wie Blechfiguren bewegen. Zuletzt sehe man die schönsten Engländerinnen gehen: ich will nicht verlangen um nicht zu viel zu verlangen, daß man sie singen höre.“

253.

Aus W I 1 teilt KSA 14, 370 f. folgende Vorarbeit mit: „Es giebt Wahrheiten, die nur von mittelmäßigen Köpfen erkannt werden können; wir sind jetzt zb. unter dem Einfluß der englischen Mittelmäßigkeit (Darwin, Mill, Spencer) und wollen die Nützlichkeit davon, daß solche Geister zeitweilig herrschen, nicht anzweifeln. Es wäre ein Irrthum, gerade die höchsten Naturen für besonders geschickt zu halten, Wahrheiten zu entdecken: sie haben Etwas zu sein und Etwas darzustellen, wogegen gerechnet jede Wahrheit gar nicht in Betracht kommt. Es ist die ungeheure **Kluft** zwischen Können und Wissen – –! Namentlich müssen jetzt die wissenschaftlichen Entdecker in gewissem Sinn arme und einseitige Geister sein.“ Den Anfang des späteren Abschnitts JGB 253 führte N. auch in NL 1885, KSA 11, 42[3], 693, 5 f. als Unterkapitel von „Menschliches, Allzumenschliches. I Metaphysica“ (KSA 11, 692, 20) an. Eine Vorfassung von JGB 253, KSA 5, 196, 23–197, 14 bietet Dns Mp XVI, Bl. 41r bei Röllin 2012, 205 f.

196, 24–32 *es giebt Wahrheiten, die nur für mittelmässige Geister Reize und Verführungskräfte besitzen: — auf diesen vielleicht unangenehmen Satz wird man gerade jetzt hingestossen, seitdem der Geist achtbarer, aber mittelmässiger Engländer — ich nenne Darwin, John Stuart Mill und Herbert Spencer — in der mittleren Region des europäischen Geschmacks zum Übergewicht zu gelangen anhebt. In der That, wer möchte die Nützlichkeit davon anzweifeln, dass zeitweilig solche Geister herrschen?*] Die Kritik an der Dominanz des Mittelmäßigen gehört seit jeher zu den topischen Elementen eines elitären Kulturverständnisses, das sich in diversen moralistischen Sentenzen verdichtet hat, etwa bei dem von N. gelesenen Carl Julius Weber: „Die Furcht vor den Köpfen ist eine Hauptursache, daß mittelmäßige Geister besser in der Welt gedeihen als ausgezeichnete“ ([Weber] 1868, 1, 323). N.s Beschäftigung mit Darwin (vgl. NK 28, 27), Mill (vgl. z. B. NK KSA 6, 111, 13 f.) und Spencer (vgl. z. N. NK KSA 6, 133, 23–25, ferner Solms-Laubach 2007, 71–74) war intensiv und in den publizierten Äußerungen von unbedingter Ablehnung bestimmt, obwohl er beispielsweise von Mills Freiheitskonzeption oder Darwins Selektionskonzeption stärker zehrte, als er offen zuzugeben bereit war (vgl. Fornari 2009 u. Sommer 2010b). Wenn JGB 253 die Engländer und insbesondere Mill als mittelmäßige Geister charakterisiert, so ist das die ironische Reprise einer von Mill in *On Liberty* (dazu auch Buckle 1867, 24–117) vorgetragenen, N. wohl bekannten Argumentation, dass sich in den sich demokratisierenden Gesellschaften Mittelmäßigkeit immer stärker durchsetze und exzentrische Individualität wesentlich erschwere: „In der Politik gilt es bereits als ein Gemeinplatz, daß die öffentliche Meinung die Welt beherrscht. Die einzige Macht, die diesen Namen noch verdient, ist die der

Massen und die der Regierungen, insofern sie sich zum Organ der Bestrebungen und Instincte der Massen machen. Dies gilt von den moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen des Privatlebens nicht weniger als vom öffentlichen Leben. [...] Allein es ist überall eine Masse, das heißt eine Gesamtmittelmäßigkeit. [...] Ihr Denken wird für sie von Männern besorgt, die sich von ihnen nicht erheblich unterscheiden und die im Drang des Augenblickes durch die Zeitungen zu ihnen oder in ihrem Namen sprechen. Ich führe über dies Alles keine Klage. Ich behaupte nicht, daß etwas Besseres als allgemeine Regel mit dem gegenwärtigen so niedrigen Zustande des menschlichen Geistes verträglich ist. Allein dies kann nicht hindern, daß die Regierung der Mittelmäßigkeit eine mittelmäßige Regierung ist. Die Herrschaft einer Demokratie oder einer zahlreichen Aristokratie hat sich niemals in ihren Handlungen oder in den Meinungen, Eigenschaften und der Geistesrichtung, die sie groß zog, über die Mittelmäßigkeit erhoben oder erheben können, so lange nicht Einer oder Wenige durch höhere Bildung und Begabung einen solchen Einfluß auf die herrschenden Vielen zu gewinnen wußten, daß diese sich durch ihre Rathschläge leiten ließen, was in den besten Zeiten solcher Gemeinwesen immer der Fall war.“ (Mill 1869–1886, 1, 68. Von N. mit diversen Anstreichungen am Rand markiert.)

Abhilfe wäre gar nicht so schwer: „Gerade weil die Tyrannei der Meinung so weit geht, daß jede Excentricität für tadelnswerth gilt, wäre eine reiche Fülle excentrischer Menschen wünschenswerth, damit diese Tyrannei gebrochen würde. Excentricität war stets dort im Ueberfluß zu finden, wo man Charakterstärke im Ueberfluß fand, und das Maß der Excentricität in einer Gesellschaft stand in der Regel in geradem Verhältniß zu dem in ihr vorhandenen Maß von Genie, geistiger Kraft und moralischem Muth. Daß heutzutage so wenige Menschen es wagen, excentrisch zu sein, deutet auf die Richtung hin, in welcher die Hauptgefahr für unser Zeitalter liegt.“ (Ebd., 1, 69. Von N. mit diversen Anstreichungen am Rand markiert.) So folgt: „Die gegenwärtige Richtung der öffentlichen Meinung zeigt einen charakteristischen Zug, der ganz besonders geeignet ist, sie gegen jede einigermaßen entschiedene Aeüßerung der Individualität unduldsam zu machen. Die Menschen gehen ihrem großen Durchschnitt nach in ihren Neigungen eben so wenig wie in ihrer geistigen Begabung über ein sehr bescheidenes Maß hinaus; sie haben keine Geschmacksrichtungen oder Wünsche, die stark genug wären, sie zu ungewöhnlichen Handlungen zu vermögen, und folglich verstehen sie auch die nicht, bei denen dies der Fall ist“ (ebd., 71. Von N. mit Randstrichen markiert).

JGB 253 hingegen holt in der Denunziation der Engländer (bzw. Briten) einschließlich Mills als mediokre Nation (in 196, 31 f.) schließlich zu einer Volte aus, die sich auf dem Terrain bewegt, das diese Engländer, insbesondere Mill, vortrefflich zu bestellen pflegten, nämlich auf dem Terrain des Utilitarismus: Es wird der zeitweiligen Herr-

schaft mittelmäßiger Geister Nützlichkeit attestiert – aber entgegen dem utilitaristischen Kalkül nicht größtmöglicher Nutzen für die größtmögliche Zahl, sondern Nutzen für die „hochgearteten und abseits fliegenden Geister“ (197, 1f.), die weder für wissenschaftliche Detailarbeit noch für regelgeleitetes Denken disponiert sind. Davon entlasten sie die mittelmäßigen Geister.

197, 8–14 *Die Kluft zwischen Wissen und Können ist vielleicht grösser, auch unheimlicher als man denkt: der Könnende im grossen Stil, der Schaffende wird möglicherweise ein Unwissender sein müssen, – während andererseits zu wissenschaftlichen Entdeckungen nach der Art Darwin's eine gewisse Enge, Dürre und fleissige Sorglichkeit, kurz, etwas Englisches nicht übel disponiren mag.*] N. hat Darwin zum Vorwurf gemacht, er modelliere die Natur nach dem Vorbild von Thomas Robert Malthus als Sphäre von Mangel und Not statt von Überfülle und Reichtum (vgl. NK 120, 19–24): „Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln.“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 14, KSA 6, 120, 25) Die Anregung dazu hatte N. aus William Henry Rolphs *Biologischen Problemen* geschöpft (Rolph 1884, 82: „Freilich lag der Gedanke ja von vornherein in seiner Theorie, wie er in derjenigen von Malthus liegt. Darwin bedurfte der Uebervölkerung als der wesentlichen Ursache des Mangels und damit des Kampfes um's Dasein. Denn der Kern seiner Theorie ist die Herbeiführung oder sogar die dauernde Existenz von Mangel in Folge von Uebervölkerung. Darwin braucht den Mangel, um den Schwächling auszujäten, den Bevorzugten aber zu erhalten.“ Letzter Satz von N. mit doppeltem Randstrich markiert). JGB 253 projiziert diesen Mangel unter dem Stichwort der „Dürre“ (197, 13) nun auf Darwins Theoriebildung selbst, die als von Mangel – eben von Geistesmangel – bestimmt erscheint und, so wird man ergänzen dürfen, deshalb den Mangel zum evolutionär bestimmenden Faktor erhebt.

197, 14–29 *Vergesse man es zuletzt den Engländern nicht, dass sie schon Ein Mal mit ihrer tiefen Durchschnittlichkeit eine Gesamt-Depression des europäischen Geistes verursacht haben: Das, was man „die modernen Ideen“ oder „die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts“ oder auch „die französischen Ideen“ nennt – Das also, wogegen sich der deutsche Geist mit tiefem Ekel erhoben hat –, war englischen Ursprungs, daran ist nicht zu zweifeln. Die Franzosen sind nur die Affen und Schauspieler dieser Ideen gewesen, auch ihre besten Soldaten, insgleichen leider ihre ersten und gründlichsten Opfer: denn an der verdammlichen Anglomanie der „modernen Ideen“ ist zuletzt die *âme française* so dünn geworden und abgemagert, dass man sich ihres sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, ihrer tiefen leidenschaftlichen Kraft, ihrer erfinderischen Vornehmheit heute fast mit Unglauben erinnert.*] Zu den „modernen Ideen“, die ein Lieblingsangriffsziel von JGB sind, siehe z. B. NK 23, 27–29. Dass die französische

Kultur nach dem Tod von Louis XIV unter den Einfluss englischer (politischer und philosophischer) Ideen geriet, war N. im Blick auf Montesquieu oder auf Voltaire's *Lettres philosophiques* (*Lettres anglaises*, 1734) wohlbekannt. In Johann Jakob Honeggers *Kritischer Geschichte der französischen Cultureinflüsse* hat er lesen können, dass der leitende Minister während der Régence, Kardinal Guillaume Dubois (1656–1723), „die Anglomanie“ aufgebracht hatte, „die einen Theil des Jahrhunderts über in Frankreich vorherrschte“ und mit „schamloseste[r] Sittenlosigkeit“ assoziiert gewesen sei (Honegger 1875, 146). „Anglomanie“ als übersteigerte Form der Liebe zu England taucht *verbaliter* bei N. nur in JGB 253 auf; aber das Wort ist schon alt und gibt beispielsweise auch Goethe zu kritischer Reflexion Anlass: „Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlhåbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt. [...] Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bei Voltaire finden, der die Newtonische Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht getan, wenn das Vorurteil in seiner Nation nicht schon gang und gåbe gewesen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er sich doch, etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt“ (Goethe 1853–1858, 39, 327).

197, 25 *âme française*] Französisch: „französische Seele“.

254.

JGB 253 endet mit der Antithese zwischen dem vornehmen Frankreich und dem plebejischen England (197, 31–198, 2). Da dies offensichtlich dem Augenschein des damaligen Kulturzustandes widersprach, bemüht sich JGB 254 um den Nachweis, dass trotz dieses Augenscheins die französische Kultur „gut verborgen“ (198, 7) gerade eine Hochblüte erlebe – dass dies im Verborgenen geschehen soll, kann im Blick auf das bei N. oft zu findende elitäre Kulturbewusstsein als Qualitätsmerkmal verstanden werden (vgl. Montinari 1987). Freilich erscheint selbst diese Hochkultur von Niedergangsverlangen und Weltverneinungslust angekränkt.

NL 1885, KSA 11, 38[5], 598–601 stellt eine ausführliche Vorarbeit dar, die allerdings beim Personal stark variiert, Stendhal in den Mittelpunkt rückt und beispielsweise Hippolyte Taine statt als Hegelianer als Stendhal-Schüler posi-

tiv wertet. Den Anfang von JGB 254 (198, 4–32) sollte N. in NW Wohin Wagner gehört, KSA 6, 427, 4–428, 3 mit einigen Variationen wieder aufgreifen. Eine wichtige Quelle für JGB 254 ist Lefebvre Saint-Ogans *Essai sur l'influence française*, den N., wie die Lesespuren zeigen, eingehend studiert hat (siehe Campioni 2010, 34 f.).

198, 4–7 *Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffiniertesten Cultur Europa's und die hohe Schule des Geschmacks: aber man muss dies „Frankreich des Geschmacks“ zu finden wissen.*] Die zitathaft in Anführungszeichen gesetzte Wendung „Frankreich des Geschmacks“ ist die Übersetzung von „France du (bon) goût“, derer sich französische Intellektuelle gelegentlich bedienen, um sich als Mitglieder einer überlegenen Kulturnation herauszuheben, vgl. z. B. Janet 1884, 638: „Hegel exprime aussi son admiration pour l'immensité des travaux entrepris par Cousin, et il fait honneur à la France du goût que de telles publications supposent pour les hautes matières spéculatives.“ („Hegel drückt auch seine Bewunderung für die Gewaltigkeit der von Cousin unternommenen Arbeiten aus, und es macht dem Frankreich des Geschmacks Ehre, dass solche Veröffentlichungen sich der höchsten spekulativen Gegenstände annehmen.“ Vgl. auch Pougin 1881, 253.) Dass Frankreichs Geschmack in Europa kulturdominant geworden sei, ist das bestimmende Thema von Saint-Ogans *Essai sur l'influence française* (vgl. z. B. Saint-Ogan 1885, 104 f.; 151 u. 200 f.). Norbert Elias hat 198, 4–7 kurz nach dem Zweiten Weltkrieg im englischen Exil exzerpiert, vgl. Holzer 2010, 48.

198, 14–18 *In der That wälzt sich heut im Vordergrunde ein verdummtes und vergrößertes Frankreich, — es hat neuerdings, bei dem Leichenbegängniss Victor Hugo's, eine wahre Orgie des Ungeschmacks und zugleich der Selbstbewunderung gefeiert.*] Vgl. NK KSA 6, 427, 16 f. Zehntausende haben Victor Hugo, den N. als Repräsentationsliteraten der Massengesellschaft ablehnte (vgl. z. B. NK KSA 6, 111, 8 u. Campioni 2009, 270–274), am 1. Juni 1885 das letzte Geleit gegeben. N. dürfte die ausführlichen Berichte darüber im *Journal des Débats* gelesen haben.

198, 20–28 *Vielleicht ist jetzt schon Schopenhauer in diesem Frankreich des Geistes, welches auch ein Frankreich des Pessimismus ist, mehr zu Hause und heimischer geworden, als er es je in Deutschland war; nicht zu reden von Heinrich Heine, der den feineren und anspruchsvolleren Lyrikern von Paris lange schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, oder von Hegel, der heute in Gestalt Taine's — das heisst des ersten lebenden Historikers — einen beinahe tyrannischen Einfluss ausübt.*] Die Wiederaufnahme dieser Passage in NW Wohin Wagner gehört sollte den geschilderten Einfluss Schopenhauers durch den Hinweis auf zwei französische Übersetzungen der *Welt als Wille und Vorstellung* noch

spezifizieren, vgl. NK KSA 6, 427, 18–25. In der französischen *décadence*-Literatur seiner Zeit witterte N. allenthalben einen Schopenhauer-affinen Willen zur Welt- und Willensverneinung – eine Witterung, die ihm beispielsweise sein Gewährsmann Paul Bourget im Essay über Baudelaire bestätigen konnte (Bourget 1883, 15). Heinrich Heine wird in NW Wohin Wagner gehört noch ergänzt um das Epitheton „l'adorable Heine sagt man in Paris“, das N. aus einer rezenten Publikation Bourgets aufgriff (vgl. NK KSA 6, 427, 26; zu N. und Heine allgemein NK KSA 6, 286, 14–24, ferner überschwänglich Raddatz 1988, 137–144); Heines konkreter Einfluss auf die französische Lyrik wird freilich nicht an Beispielen erhellt.

Dass der Historiker Hippolyte Taine Hegelianer sei, wurde von zahlreichen zeitgenössischen Kritikern kolportiert (vgl. z. B. Stöckl 1883, 2, 536) und von N. wiederholt (vgl. NK KSA 6, 285, 30–32). In der Reprise von NW Wohin Wagner gehört entfällt der Seitenhieb auf den ‚verhegelten‘ Taine, mit dem N. in der Zwischenzeit in Briefkontakt getreten war (vgl. NK KSA 6, 427, 25–30). Die Vorarbeit zu JGB 254 war schon erheblich differenzierter als die Druckfassung und evaluierte Taines Einfluss viel positiver: „Ein anderer Schüler Stendhals ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europas, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, welchem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, einer vielmehr, der zu lernen verstand und für lange Zeit verstehen wird zu lehren: – die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluß Renans und Sainte-Beuves zurückdrängt“ (NL 1885, KSA 11, 38[5], 599, 21–32).

198, 25 *Fleisch und Blut*] Siehe NK 41, 22–25.

198, 28–32 *Was aber Richard Wagner betrifft: je mehr sich die französische Musik nach den wirklichen Bedürfnissen der âme moderne gestalten lernt, um so mehr wird sie „wagnerisiren“, das darf man vorhersagen, – sie thut es jetzt schon genug!]* Zur Wortprägung „wagnerisieren“, die unter Anti-Wagnerianern kursierte, vgl. die Nachweise in NK KSA 6, 427, 30–428, 3. Die zeitgenössische Kulturkritik versuchte die Besonderheiten der „âme moderne“, der „modernen Seele“ einzufangen, schien es doch (etwa Albert 1882, 1, 2), als ob sie den in sie gesetzten Erwartungen nicht genügen könne. Bei Bourget 1886, 109 fand N. „un désir si mutilé, mais si indestructible, de l'âme moderne, celui de contempler le travail de la vie sous une forme de Beauté“, bemerkenswert (Bourget 1886, 109. N.s Unterstreichungen – „ein so beschädigtes, aber dennoch so unverwüstliches Bedürfnis der modernen Seele, das, die Arbeit des Lebens unter

der Form der Schönheit zu betrachten“). Vgl. die weiteren Nachweise und Erläuterungen in NK KSA 6, 428, 2 sowie NK KSA 6, 12, 23 f.

199, 4–11 *einmal die Fähigkeit zu artistischen Leidenschaften, zu Hingebungen an die „Form“, für welche das Wort l'art pour l'art, neben tausend anderen, erfunden ist: — dergleichen hat in Frankreich seit drei Jahrhunderten nicht gefehlt und immer wieder, Dank der Ehrfurcht vor der „kleinen Zahl“, eine Art Kammermusik der Litteratur ermöglicht, welche im übrigen Europa sich suchen lässt*] In der vorbereitenden Notiz KGW IX 2, N VII 2, 69, 1–2 u. 70, 1–24 heißt es stattdessen: „die artistischen Leidenschaften u. Hingebungen an die [litt.] Form, ^{welche} welche seit 3 Jhd. immer aber ^{kleine} wieder ^{oder} Geschmacks- Parteien ^{u. Gefolgschaften} bilden, und ein Publikum im Publikum ^{zu jeder Zeit u. durch die Ehrfurcht vor der ‚kleinen Zahl‘, eine Art Kammermusik der Litteratur ermöglicht haben, die in D. ‚bisher‘ gefehlt u. gefehlt hat: – man erwäge doch, was für grobe Ohren die deutschen Gelehrten haben; oder ^{‚wenn sie wie Viele von ihnen‘} haben sie ^{‚überhaupt‘} Ohren über- Man sagt mir, daß sie haupt Ohren! Sie meinen, schöne Gedanken Man sagt mir, sie hätten keine Zeit, um Sätze ^{‚Gedanken u die Sprache‘} als Klänge u Rhythmen / ~~man hat es mir zb. zum Vorwurf angerechnet, daß ich / wenn sie überhaupt Ohren haben! Denn man sagt mir, sie hätten keine Zeit dafür, Ohren, zu haben, und es sei von hieße ^{‚überhaupt‘} zu viel verlangen, sich mit Klängen u. rhythmischen Sprüngen – – –.~~ Zu „l'art pour l'art“ siehe NK 139, 2.}

199, 11–16 *Das Zweite, worauf die Franzosen eine Überlegenheit über Europa begründen können, ist ihre alte vielfache moralistische Cultur, welche macht, dass man im Durchschnitt selbst bei kleinen romanciers der Zeitungen und zufälligen boulevardiers de Paris eine psychologische Reizbarkeit und Neugierde findet*] In KGW IX 2, N VII 2, 69, 4–6 steht statt „moralistische Cultur“ „moralische Cultur“, der Zusatz „de Paris“, „von Paris“ fehlt bei den „boulevardiers“, den Boulevard-Gängern. Den französischen Moralisten, die in knappen Sentenzen Glanz und vor allem Elend des menschlichen Daseins einzufangen verstanden, brachte N. große Hochachtung entgegen, vgl. z. B. NK KSA 6, 361, 12–17 u. Kruse 2003, 246–262.

199, 21–33 *Als Gegensatz zu der deutschen Unerfahrenheit und Unschuld in voluptate psychologica, die mit der Langweiligkeit des deutschen Verkehrs nicht gar zu fern verwandt ist, — und als gelungenster Ausdruck einer ächt französischen Neugierde und Erfindungsgabe für dieses Reich zarter Schauder mag Henri Beyle gelten, jener merkwürdige vorwegnehmende und vorauslaufende Mensch, der mit einem Napoleonischen Tempo durch sein Europa, durch mehrere Jahrhunderte der europäischen Seele lief, als ein Ausspürer und Entdecker dieser Seele: — es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihn irgendwie einzuholen, um einige der*

Räthsel nachzurathen, die ihn quälten und entzückten, diesen wunderlichen Epicureer und Fragezeichen-Menschen, der Frankreichs letzter grosser Psycholog war —] N. hegte eine besondere Vorliebe für Henri Beyle (1783–1842), der unter dem Pseudonym Stendhal als Schriftsteller berühmt wurde (dazu ausführlich NK KSA 6, 147, 12), nachdem er unter Napoleon militärische und politische Ämter innegehabt hatte, die ihm nach der Restauration 1815 nicht mehr offenstanden. Auch manche seiner Figuren – namentlich Julien Sorel, der Protagonist des Romans *Le Rouge et le Noir* (vgl. NK 217, 26) – sind (heimliche) Bonapartisten. Stendhals *Vie de Napoléon* ist Fragment geblieben. In einem Briefentwurf an Hippolyte Taine wohl vom 20. 09. 1886 schrieb N.: „Überdies sind Sie einer der Entdecker Henri Beyles auch ich bin Einer gäbe es zwischen uns etwas Gemeinsames: Ihre Liebe zu dem letzten großen Psychol(ogen) H(enri) B(eyle)“ (KSB 7/KGB III/3, Nr. 753, S. 253, 23–26). Vgl. auch NK 57, 17–24.

199, 22 *in voluptate psychologica*] Lateinisch: „in psychologischer Lust“.

199, 33–200, 8 *Es giebt noch einen dritten Anspruch auf Überlegenheit: im Wesen der Franzosen ist eine halbwegs gelungene Synthesis des Nordens und Südens gegeben, welche sie viele Dinge begreifen macht und andre Dinge thun heisst, die ein Engländer nie begreifen wird; ihr dem Süden periodisch zugewandtes und abgewandtes Temperament, in dem von Zeit zu Zeit das provençalische und ligurische Blut überschäumt, bewahrt sie vor dem schauerlichen nordischen Grau in Grau und der sonnenlosen Begriffs-Gespenserei und Blutarmuth*] In KGW IX 2, N VII 2, 69, 12–24 wird dieser letzte Aspekt, der Frankreichs Überlegenheit begründen soll, etwas anders gefasst: „drittens ein dem Süden zugewandtes, ~~wenn nicht~~ 'sogar' verwandtes Temperament, dank einem reichlichen Zufluß von provençalischem Blute, so daß 'welches auf die Dauer' jenes schauerliche deutsche Grau in Grau, die 'jene' Gespenster sonnenlose Begriffs=Gespenserei [u.] ~~nicht aushält~~ u. Blut=Armut nicht aushält: so s mächtig auch 'jene' in diesem Jhd. 'die Nordische Verdüsterung Dürsterkeit u ,Götterdämmerung' der deutsche Norden über den Rhein hinüber seine Nebel gegriffen hat u. greift.“ In dieser Fassung schließen Passagen über Schopenhauer (vgl. NK 198, 20–28) und Wagner (vgl. NK 198, 28–32) an, die hier als Beispiele des nordischen Ausgreifens gelten. In der Vorarbeit ist der Bezug zur Provence und damit zu der N. faszinierenden Trobador-Kultur des Hochmittelalters (vgl. z. B. NK KSA 6, 333, 26–334, 3) durch die Alleinstellung noch stärker betont, während JGB 254 durch die Hinzunahme Liguriens allgemein die südliche Prägung Frankreichs akzentuiert. Mit der kulturellen Differenz zwischen Norden und Süden zu spielen, gehört lange schon zum kulturphilosophischen Standardrepertoire (bekannt geworden ist z. B. Karl Viktor von Bonstettens *L'homme du Midi et l'homme du Nord* von 1824) – ein Spiel, das N. gerne fortsetzte

(vgl. z. B. NK KSA 6, 15, 2) und beispielsweise in Edmond und Jules Huot de Goncourts *Charles Demailly* fand: „Pourtant ce grec était catholique; mais il était catholique en haine des religions iconoclastes, catholique par reconnaissance pour le siècle de Léon X; catholique encore en haine des races du Nord, pour lesquelles il avait toutes les haines des races du Midi, en haine de l'Allemagne, qu'il affirmait être la Chine d'Europe“ (Goncourt/Goncourt 1877a, 177. Randanstreichung von N.s Hand, seine Unterstreichungen. „Dennoch war dieser Grieche katholisch; aber er war katholisch im Hass auf die ikonoklastischen Religionen, katholisch durch die Wertschätzung für das Jahrhundert von Leo X.; katholisch noch im Hass auf die Rassen des Nordens, für die er allen Hass der Rassen des Südens hegte, im Hass auf Deutschland, von dem er behauptete, das China Europas zu sein“). Eine wichtige Quelle für 199, 33–200, 8 ist auch, wie Campioni 2010, 34 f. nachgewiesen hat, Saint-Ogans *Essai sur l'influence française*, der Frankreichs Kulturschicksal ebenfalls von einem gelungen synthetisierten Nord-Süd-Gegensatz abhängig sieht (Saint-Ogan 1885, 99).

200, 8–11 *unsrer deutschen Krankheit des Geschmacks, gegen deren Übermaass man sich augenblicklich mit grosser Entschlossenheit Blut und Eisen, will sagen: die „grosse Politik“ verordnet hat]* Einmal mehr wird deutlich, dass N. den Begriff der „großen Politik“ mit dem amtierenden Reichskanzler Otto von Bismarck assoziiert hat, der sich seiner ja tatsächlich bedient hatte (vgl. NK 181, 15). Wenn das bei N. sprechende Wir selber „große Politik“ machen will und für seine Zukunftsphilosophen in Aussicht stellt, eignete es sich damit eine Formel an, die bereits gängige Münze war, und versucht, sie in seinem Sinne umzuprägen: Große Politik sollte fürderhin nicht mehr nationalen Partikularinteressen dienen, sondern einer Umwertung aller gewohnten Wertungsweisen. „Blut und Eisen“ ist gleichfalls ein zum geflügelten Wort gewordenes Bismarck-Zitat, das beispielsweise Carl von Gersdorff in seinem Brief an N. vom 31. 03. 1866 im Blick auf den Preußisch-Österreichischen Krieg und den „energisches Minister an der Spitze“, eben Bismarck, benutzt hat (KGB I/3, Nr. 115, S. 87, Z. 54–58). Es stammt aus Bismarcks Erklärung vor der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. 09. 1862: „nicht durch Reden oder Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden – das ist der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen – sondern durch Eisen und Blut.“ (Böhm o. J., 2, 12) In seinem von N. gekauften Buch *Zwei Kanzler. Fürst Gortschakow und Fürst Bismarck* geht Julian Klaczko ausführlich auf dieses Bismarck-Zitat ein (Klaczko 1877, 45 f.).

200, 18–21 *Für sie hat Bizet Musik gemacht, dieses letzte Genie, welches eine neue Schönheit und Verführung gesehn, – der ein Stück Süden der Musik entdeckt hat.]* N. hat Georges Bizets (1838–1875) 1875 uraufgeführte „opéra co-

mique“ *Carmen* im Spätherbst 1881 kennengelernt, die für ihn fortan Inbegriff einer südlich-mediterranen Musik- und Kulturform sein sollte. Im *Fall Wagner* spielte N. Bizet mit seiner *Carmen* gegen Wagners nordische Schwere und Dekadenz aus. Vgl. z. B. NK KSA 6, 11, 2–4 u. NK KSA 6, 13, 5 f.

255.

Seine mediterranen Präferenzen konkretisiert das sprechende Ich in JGB 255 an der Musik, für deren Südlichkeit eben (200, 18–21) Bizet in Anspruch genommen worden ist. Gegenüber Carl Fuchs wurde N. Mitte April 1886 noch deutlicher, indem er neben *Carmen* die Werke seines allerdings ungenannt bleibenden Adlaten Heinrich Köselitz alias Peter Gast stellte: „Das Letzte, was ich mir gründlich angeeignet habe, ist Bizet’s *Carmen*, — und nicht ohne viele, zum Theil ganz unerlaubte Hintergedanken über alle deutsche Musik (über welche ich beinahe so urtheile wie über alle deutsche Philosophie); außerdem die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt wie ich ihn liebe und zur Naivetät des Südens das Bedürfniß und die Gabe der Melodie hat.“ (KSB 7/KGB III/3, Nr. 688, S. 176, Z. 11–18) Die Südlichkeit ist, wie schon zu Beginn des Achten Hauptstücks in JGB 240 Wagner vorgerechnet wird, gerade das, was der deutschen Musik abgehe (179, 25). JGB 255 stellt eine mögliche Befreiung aus nordischen Banden, eine „überdeutsche[.] Musik“ (201, 4), eine „übereuropäische[.] Musik“ (201, 7) in Aussicht, die freilich erst etwas Gedachtes, noch nichts wirklich Erschaffenes ist (vgl. 201, 10 f.). In der Vorarbeit zu JGB 255 in KGW IX 5, W I 8, 187 f. steht die in der Schlussfassung gänzlich ausgeblendete, konfessionelle Differenz zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden mit ihrer kulturprägenden Bedeutung im Vordergrund – Formulierungen, die schließlich in JGB 48 eingehen (vgl. NK 69, 10–22 u. NK 200, 23–31). Zur Interpretation von JGB 255 siehe z. B. Riethmüller 2004, Love 1977 u. Love 1981, 148–150, vgl. ferner NK KSA 6, 15, 2.

200, 23–31 *Gegen die deutsche Musik halte ich mancherlei Vorsicht für geboten. Gesetzt, dass Einer den Süden liebt, wie ich ihn liebe, als eine grosse Schule der Genesung, im Geistigsten und Sinnlichsten, als eine unbändige Sonnenfülle und Sonnen-Verklärung, welche sich über ein selbstherrliches, an sich glaubendes Dasein breitet: nun, ein Solcher wird sich etwas vor der deutschen Musik in Acht nehmen lernen, weil sie, indem sie seinen Geschmack zurück verdirbt, ihm die Gesundheit mit zurück verdirbt.* Die Eingangspassage stammt aus einem Manuskriptkontext, der eigentlich mit der religiösen Infektion der Musik und den unterschiedlichen konfessionellen Milieus im Norden und Süden Europas beschäftigt ist. Diese Überlegungen sind wesentlich in JGB 48 eingegangen. „Man

vergebe mir, wenn ich [zb.] der d. Musik es nachsage, daß sie ganz überflogen u. beschattet von relig. Wolken ist. – daß d. Musik 'mir' eine der gefährlichsten Gegnerinnen der 'deutschen' Freigeisterei u. Gottlosigkeit ist 'scheint'. Gesetzt aber' Gesetzt, daß Einer den Süden liebt, wie ich ihn liebe, als eine große Schule der Genesung 'vom Norden', als eine unbändige Sonnenfülle u. Selbstherrlichkeit des Daseins, [u. Sonnen=Verklärung, welche] 'über ein selbstherrliches, an sich glaubendes Dasein breitet': nun, ein Solcher wird sich etwas vor der d. Musik 'etwas' in Acht nehmen lernen [weil sie ihm, indem sie seinen Geschmack verdirbt, viell. auch noch die Gesundheit mit verdirbt.]. Es ist 'vielleicht' das Heidenthum eines Geschmacks, weilcher [sic] 'sich' gegen den bald protestant. bald katholischen Gefühls=Grund wehrt, der auch noch in 'unter' unserer weltlichsten Musik verborgen liegt: ja dasselbe Heidenthum, welches bisweilen keinen kleinen Genuß davon hat“ (KGW IX 5, W I 8, 187, 6–19; die Fortsetzung mitgeteilt in NK 200, 31–201, 10). Wahrhaft südliche Musik wäre demnach nicht katholisch, geschweige denn protestantisch kontaminiert, sondern heidnisch und wüsste so „von Gut und Böse nichts mehr“ (201, 12).

200, 31–201, 10 *Ein solcher Südländer, nicht der Abkunft, sondern dem Glauben nach, muss, falls er von der Zukunft der Musik träumt, auch von einer Erlösung der Musik vom Norden träumen und das Vorspiel einer tieferen, mächtigeren, vielleicht böseren und geheimnisvolleren Musik in seinen Ohren haben, einer überdeutschen Musik, welche vor dem Anblick des blauen wollüstigen Meers und der mittelländischen Himmels-Helle nicht verklingt, vergilbt, verblasst, wie es alle deutsche Musik thut, einer übereuropäischen Musik, die noch vor den braunen Sonnen-Untergängen der Wüste Recht behält, deren Seele mit der Palme verwandt ist und unter grossen schönen einsamen Raubthieren heimisch zu sein und zu schweifen versteht.....* [Die in NK 200, 23–31 zitierte Vorarbeit setzt sich fort: „Ein solcher Südländer, 'richtiger Mittelländler' nicht der Abkunft, sondern dem Glauben nach, muß 'falls er von der Z. der M. träumt' 'auch' von einer Erlösung der Musik 'vom Norden' träumen 'von einer Überwindung des Christenthums auch durch die Musik,“; u. ~~indem er Vielleicht daß er überhaupt von einer anderen 'neuen' Zukunft der Musik träumt, als es von 'er muß das Ideal von' einer tieferen, u. mächtigeren 'böseren u. geheimnisvolleren' Musik, [in seinen geistigsten Ohren haben] als es 'je' die deutsche 'nordische Musik' aus klimat. Gründen 'bisher war u.' sein könnte weil sie in unschuldiger Weise wie ein Nachklang u. Ausklang 'u. Rückklang Anklang, Nachem Mitempfinden' war, von Culturen u. Religionen, von höfischen u. gesellschaftlichen Zuständen welche, Dank ihrem Himmel u. ihrem blassen Lichte, unter denen 'u Heimat' weder für Palme noch die 'für' großen schönen 'einsamen' Raubthiere 'ist' gedeihen können. sein wäre. / das Ideal einer 'einer überdeutschen' Musik, welche vor dem Anblick der 'Meers u.' mittelländischen Him-~~

mels=Helle nicht 'zu' verklingt, u., 'vergilbten' verblaßen [(wie es alle d. M. thut)] 'braucht muß u', weil sie 'dieses' Meer, 'diesen' Himmel, diese große Sonne 'selbst' in-sich aufgetrunken hat hineingetrunken hat u. 'ihren Rausch getrunken' [hat] u aus dem Rausche des 'ungeheuren' Lichts u. des Ungeheuren geboren ist" (KGW IX 5, W I 8, 188, 15–32).

201, 12 *dass sie von Gut und Böse nichts mehr wüsste*] Vgl. NK 200, 23–31. Dass Musik mit Moral, also mit Gut und Böse überhaupt etwas zu tun hat, erscheint vor dem Hintergrund plausibel, dass die europäische Musik vom Christentum katholischer und protestantischer Provenienz geprägt worden ist – was die Vorarbeit KGW IX 5, W I 8, 187 f. akzentuiert hatte.

256.

Während die vorangehenden Abschnitte die Schattenseiten nationalstaatlicher Existenz und nationalstaatlicher Orientierung anhand der Deutschen, der Franzosen und der Italiener aufzuweisen versuchen, scheint JGB 256 als der letzte Abschnitt des Achten Hauptstücks für eine paneuropäische Perspektive zu werben, die entgegen der nationalistisch orientierten Tagespolitik subkutane Tendenzen einer europäischen Annäherung erkennt: „unzweideutigste[.] Anzeichen [...], in denen sich ausspricht, dass Europa Eins werden will“ (201, 27–29; zu Beginn von JGB 256 notierte Karl Jaspers an den Rand seines Handexemplars: „Einswerden Europas“ – Nietzsche 1923, 228). Hauptfelder dieser Einswerdung sind offenkundig Kultur und Intellektualität, obwohl die als Vorläufer der „Europäer der Zukunft“ (202, 1) Genannten von Napoleon angeführt werden – aber gefolgt von Schriftstellern, Musikern und Denkern, nämlich „Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer“ und schließlich Wagner (202, 5–7). Wagner wiederum, seinem innigen Zusammenhang mit der französischen Spätromantik, seinem im Gegensatz dazu einer katholischen und „lateinischen Rasse“ (204, 1) letztlich unverständlichen, „sehr freien“ (204, 3) Siegfried, schließlich dem christlich-devotem Parsifal widmet sich der Hauptteil von JGB 256. Entsprechend sollte N. die Passage 202, 12–203, 18 in NW Wohin Wagner gehört (KSA 6, 428, 9–28) wiederverwerten; das Spott-Schlussgedicht 204, 17–29 kehrt wieder als Abschnitt NW Wagner als Apostel der Keuschheit 1 (KSA 6, 429, 2–15).

201, 29 *werden will*] Im Druckmanuskript hieß es stattdessen ursprünglich: „ist, bis in die Tiefen und Höhen seiner Bedürfnisse“ (KSA 14, 371).

202, 12–15 *die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger bestehen, dass die französische Spät-Romantik der Vierziger Jahre und Richard Wagner auf das*

Engste und Innigste zu einander gehören] Vgl. NL 1884, KSA 11, 25[184], 63. Auch in der Vorrede für die Neuausgabe von MA kreidete N. „Richard Wagner’s unheilbare Romantik“ an (KSA 2, 14, 21 f.). N. pflegte Wagner Baudelaire (siehe z. B. NK KSA 6, 289, 11–15) und Delacroix (vgl. NK 202, 30 f.) zur Seite zu stellen (vgl. auch Pestalozzi 1978; Montinari 1987, 3–5 u. Michaud 1995, 73 f.).

202, 22 *Sturm und Drang*] Vgl. NK 182, 31.

202, 30 f. *ich hebe Delacroix hervor, den Nächstverwandten Wagner’s*] N. war Baudelaires Begeisterung für den spätromantischen Maler Eugène Delacroix (1798–1863) etwa aus der Lektüre von Théophile Gautiers Baudelaire-Aufsatz (Baudelaire 1882, 56 f., siehe Auszug in NK KSA 6, 21, 12) wohlbekannt, und erschlug von da aus die Brücke zu Wagner (NL 1885, KSA 11, 38[5], 601, 9–15). In NW Wohin Wagner gehört entfällt der Delacroix-Einschub, vgl. NK KSA 6, 428, 16.

203, 3 f. *begehrlich nach dem Fremden, dem Exotischen*] Zum Exotismus als Zeitmode vgl. NK KSA 6, 428, 22 f.

203, 6–9 *heraufgekommene Plebejer, welche sich im Leben und Schaffen eines vornehmen tempo, eines lento unfähig wussten, — man denke zum Beispiel an Balzac — zügellose Arbeiter, beinahe Selbst-Zerstörer durch Arbeit*] „lento“ ist die „musikal. Tempobezeichnung: langsam“ (Meyer 1885–1892, 10, 687 – vgl. auch NK 45, 25–31), während Honoré de Balzac einer fast rastlosen Schreibwut unterlag. N. hat einiges von und über Balzac gelesen (namentlich von Hippolyte Taine, vgl. NL 1884, KSA 11, 25[126], 47, später Bérard-Varagnac 1887, 65–76 – wo er Balzacs Schreibwut ebd., 67 bestätigt fand –) und ihn mit Victor Hugo sowie Wagner jenen Künstlern zugerechnet, die auf „Volks- und Massen-Wirkung“ zielen (NL 1885/86, KSA 12, 2[134], 133, 21, entspricht KGW IX 5, W I 8, 86, 30).

203, 11–18 *allesamt zuletzt an dem christlichen Kreuze zerbrechend und niedersinkend (und das mit Fug und Recht: denn wer von ihnen wäre tief und ursprünglich genug zu einer Philosophie des Antichrist gewesen? —) im Ganzen eine verwegen-wagende, prachtvoll-gewaltsame, hochfliegende und hoch emporreissende Art höherer Menschen, welche ihrem Jahrhundert — und es ist das Jahrhundert der Menge! — den Begriff „höherer Mensch“ erst zu lehren hatte.....*] Zur abweichenden Neufassung dieser Passage in NW Wohin Wagner gehört siehe NK KSA 6, 428, 24–28. Im Druckmanuskript von JGB 256 stand statt 203, 11–16 ursprünglich: „eine prachtvoll, geistreich-krank, hochfliegende, gewaltsame Art von Menschen“; statt „höherer Mensch“ in 203, 18 „Künstler“ (KSA 14, 371). Das „Jahrhundert der Menge“ (203, 17) mutiert in der Reprise von NW Wohin Wagner gehört, KSA 6, 428, 27 zum „Jahrhundert der Masse“;

NL 1885, KSA 11, 41[2]8, 676, 22–27 (vgl. KGW IX 4 W I 5, 10) diene das in Anführungszeichen gesetzte „Jahrhundert der Menge“ als Gegenstück zum „Hof der Höfe“ (dazu NK 148, 23; wiederholtes Auftauchen des „Jahrhundert[s] der Menge“ in KGW IX 4, W I 4, 9, 20). Die Wendung lässt sich vor N. bislang nicht nachweisen.

204, 9–11 *einen Geschmack vorwegnehmend, der inzwischen Politik geworden ist – mit der ihm eignen religiösen Vehemenz*] Im Druckmanuskript hieß es stattdessen ursprünglich: „mit seinem Parsifal auf eine süßliche und zweideutige Weise“ (KSA 14, 371).

204, 11 *den Weg nach Rom*] Die Formulierung ironisiert Wagners *Tannhäuser*, wo der Protagonist im 3. Aufzug, 3. Szene die Rom-Episode mit den Worten beginnt: „Inbrunst im Herzen, wie kein Büsser noch / sie je gefühlt, sucht’ ich den Weg nach Rom“ (Wagner 1907, 2, 35), wollte der reuige Sünder doch mit einem Bußgang nach Rom Absolution erlangen.

204, 16 *seine Parsifal-Musik*] Das „Bühnenweihfestspiel“ *Parsifal* in drei Akten war Richard Wagners letztes Musikdrama; es wurde 1882 in Bayreuth uraufgeführt. Bereits am 01. 01. 1878 hatte Wagner N. den gedruckten Text mit der Unterschrift: „Richard Wagner / (Oberkirchenrath: / zur freundlichen Mittheilung / an Professor Overbeck.“ (KGB II 6/2, Nr. 1025, S. 788) zukommen lassen (vgl. NK KSA 6, 327, 19 f.). N. war mit dem Stoff und der Tendenz des Werkes freilich schon seit seiner frühen Basler Zeit vertraut, da Wagner ihn damals am Entstehungsprozess hatte teilhaben lassen (vgl. NK KSA 6, 327, 16–25).

204, 28 f. *Rom’s Glaube ohne Worte!*] Zum theologiegeschichtlichen Hintergrund der Vorstellung eines Glaubens, der ohne Worte auskommt, siehe NK KSA 6, 429, 14 f.; natürlich ist der Vers auf Wagners *Parsifal* gemünzt. KSA 14, 371 erwägt schließlich eine Anspielung auf Felix Mendelssohn Bartholdys in acht Heften erschienene *Lieder ohne Worte* (entstanden zwischen 1829 u. 1845).

Neuntes Hauptstück: was ist vornehm?

Wenn Leo Strauss seinen englischen Aufsatz über JGB mit dem unübersetzt bleibenden, deutschen Satz: „Die vornehme Natur ersetzt die göttliche Natur“ (Strauss 1983, 191; dazu Meier 2013, 99 u. Reckermann 2003, 239, Fn. 500) schließt, artikuliert er zum einen seinen eigenen esoterischen Anspruch, erhebt aber zugleich die Vornehmheit zur Schlussfigur und zum bestimmenden, obersten Wert in N.s Werk – ein Wert, der N. mit Platon verbinde. Vornehmheit